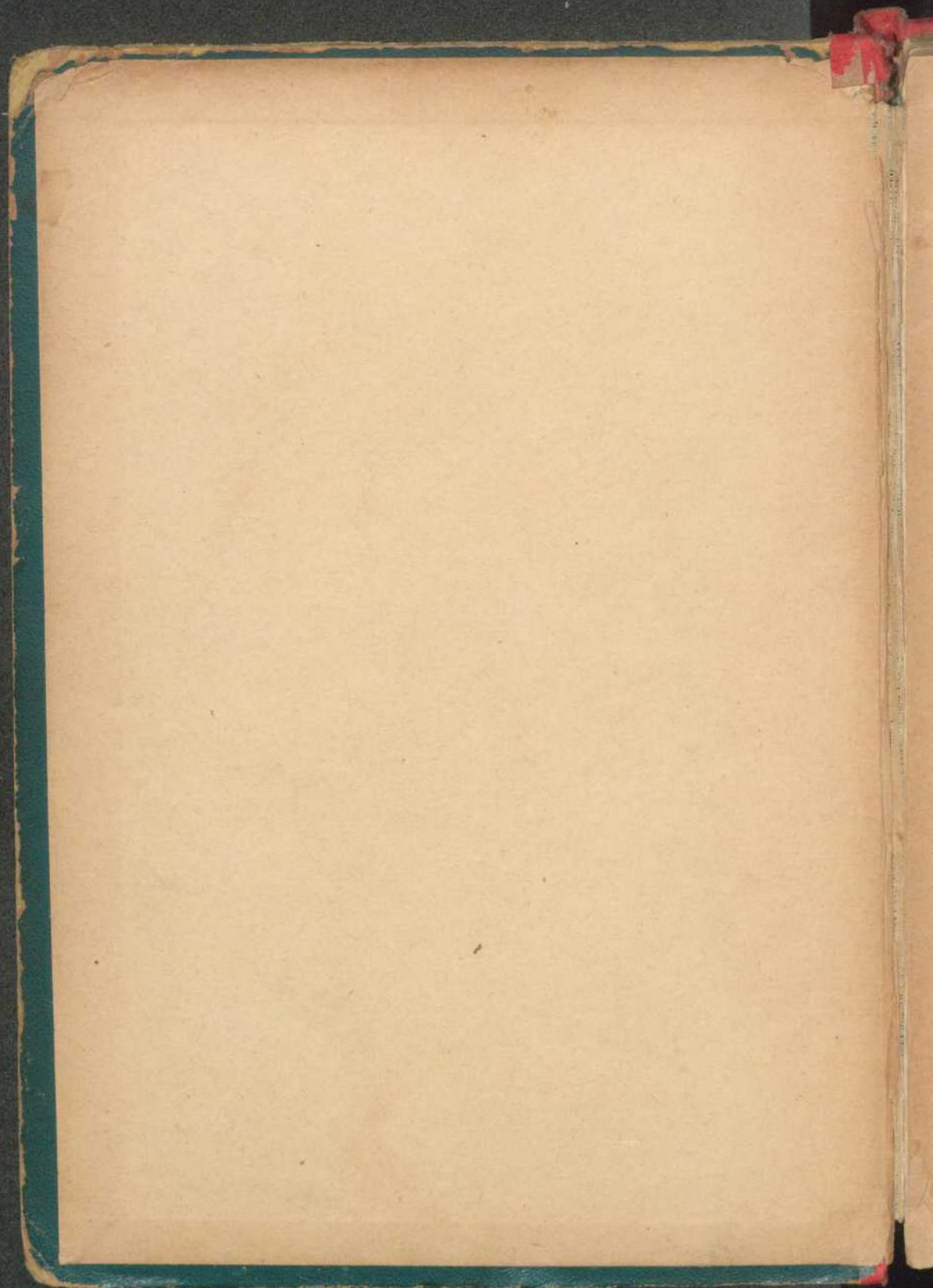


Zu Wasser und zu Lande.





Frühling-Klein-Klein-Teniente

Carl Ankele

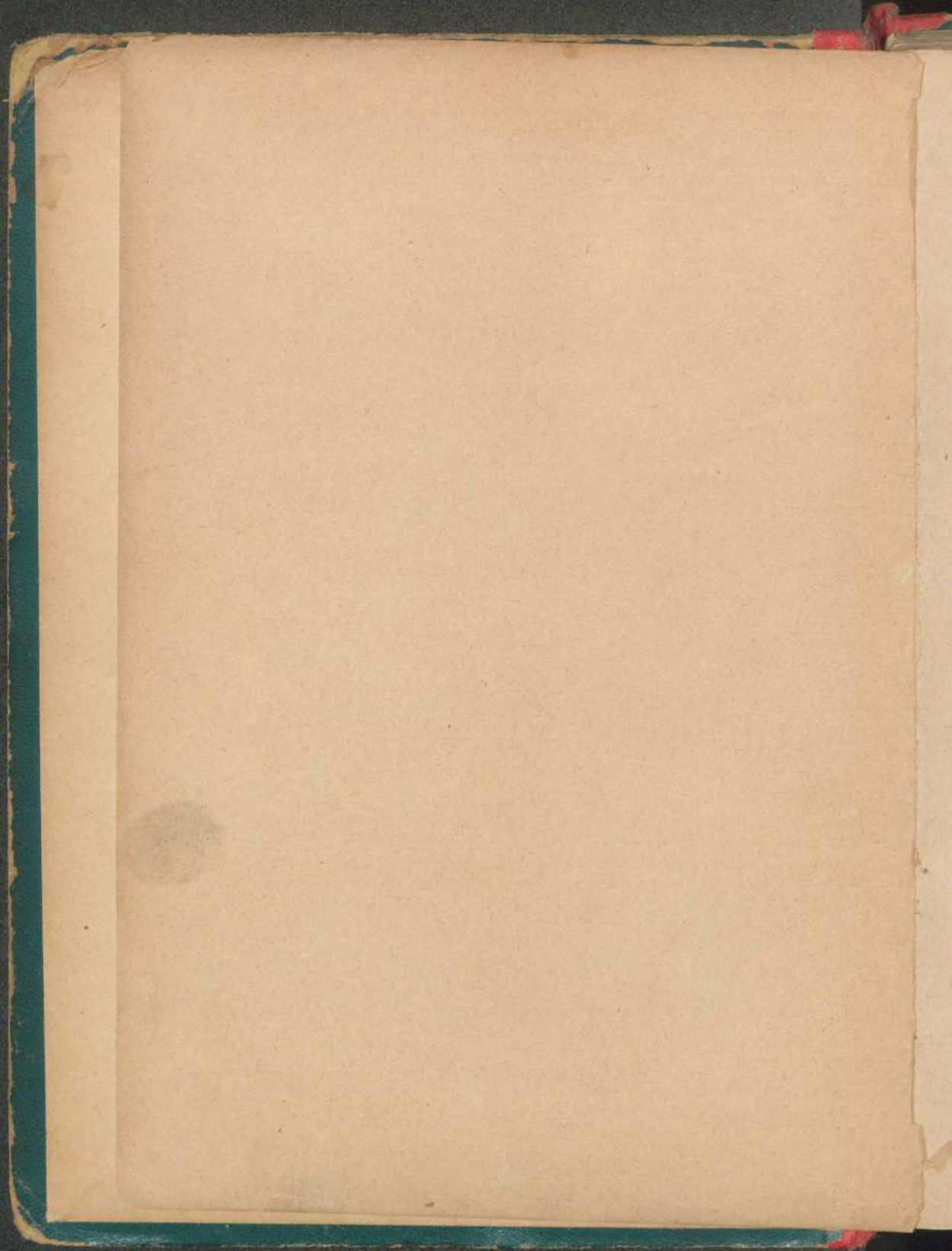
zur Erinnerung

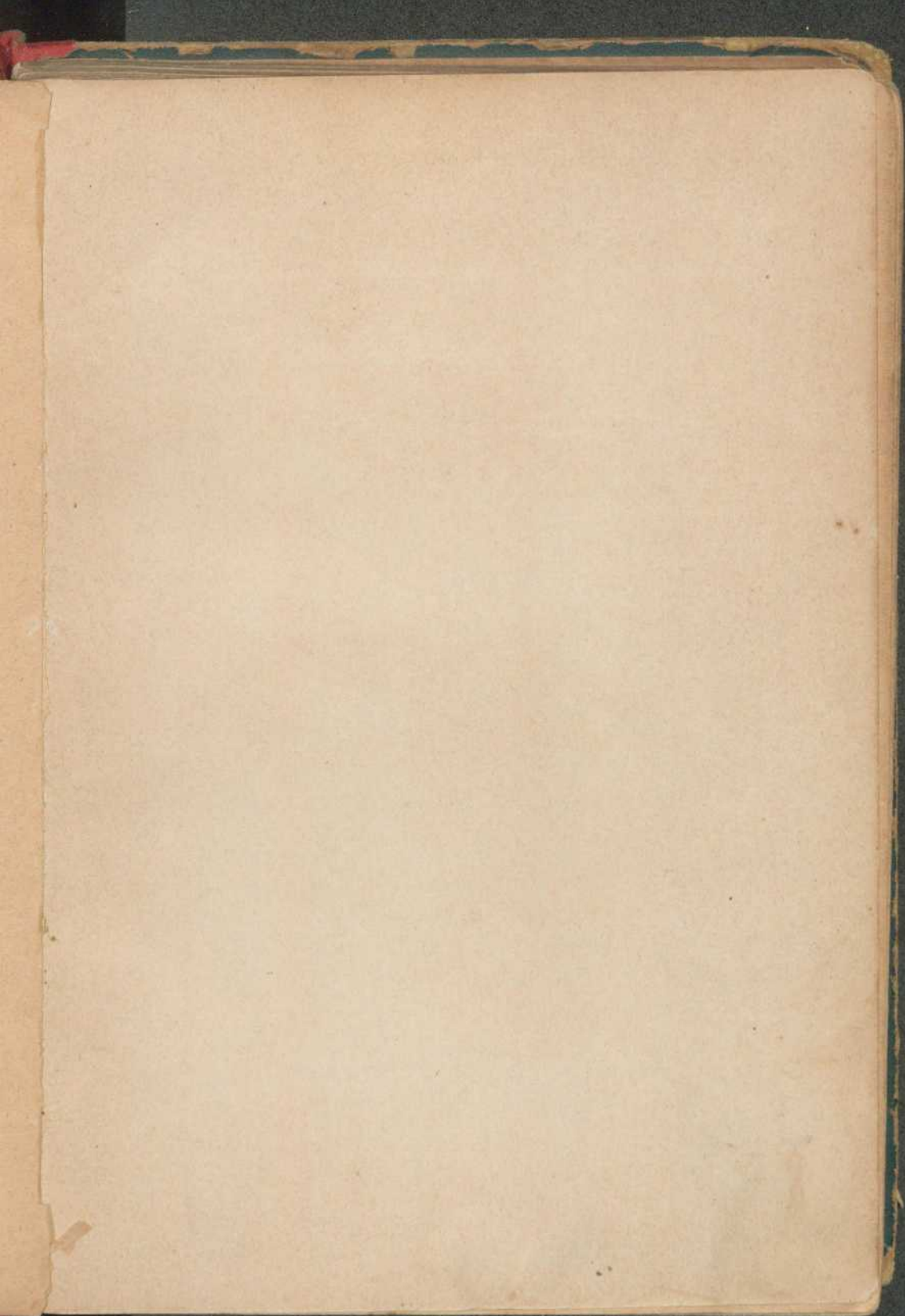
gestiftet von

C. Basse

Vechelde

1900.







Susanne, die kleine Samariterin.

*Carl Anstalt
Hier.*

Zu Wasser und zu Lande.

Erzählungen für Mädchen und Knaben

von

G. H. Heinichen-Klöber

und

Karl Cassau.

Mit vier feinen Farbendruckbildern nach Aquarellen

von

H. Schäfer.

Nr. 1161.



(K. u. M. X.—XV.)

Wesel.

Verlag von W. Dams.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Druck von W. Damm in Wesel.

Lohn edler Thaten.

Eine Weihnachtserzählung von G. M. Heinichen-Klöber.

I.

Die kleine Zeitungsträgerin.

Einer der gefeiertsten deutschen Komponisten der Gegenwart erzählte im Freundeskreise folgende Weihnachtsgeschichte aus seiner Jugendzeit:

„Die Christmesse in der Stadt war bald zu Ende; wenn man Einkäufe machen wollte, mußte es bald geschehen. Deshalb war heute ein großes Gedränge auf dem Marktplatze. Es waren viele Menschen von den benachbarten Dörfern gekommen, trotzdem eine starke Kälte herrschte und es ununterbrochen schneite. Kein Wunder also, daß es im Dachstübchen der Landschaftsmalerswitwe Frau Ehrenberg nicht warm wurde und die Fenster gar nicht abtauen wollten, obgleich ihre beiden Töchter, Laura und Adele, den Schüttofen nicht zu füllen vergaßen. Die Mutter selbst konnte es nicht thun, sie hatte es sehr eilig; sie stückte Weihnachtsgeschenke für ein Geschäft, in welchem sie Jahr aus Jahr eine Beschäftigung fand. Die Ablieferung mußte pünktlich erfolgen, und Frau Ehrenberg saß wie auf Kohlen. Sie nahm sich nicht einmal so viel Zeit, ein Mittagsmahl zu bereiten, und man begnügte sich mit einem Kaffee nebst Brötchen.

Eben waren die Mädchen mit dem Spülen der Tassen fertig. Laura setzte sich, um die Ausfüllung eines Teppichs zu vollenden, Adele konnte aber der Begierde nicht widerstehen, einen Blick nach den Schaubuden zu werfen, welche dicht an ihrer Wohnung aufgestellt waren. Doch die Fenster waren fest zugefroren, und sie mußte die eisige Masse erst mit ihrem Hauch erwärmen und lösen. Endlich war eine Hälfte der Scheibe frei, und sie konnte genug sehen. Dicht vor ihrem Fenster hielt eine Putzmacherin, ihr zur rechten Seite ein Damenschneider mit schönen Mänteln, Jacketts und dergleichen. — Nicht weit davon hatte ein Kürschnermeister seine Waren ausgelegt. „Ach,“ — rief Adele plötzlich und lachte hell auf. „Laura, sieh' nur die Wulst von Menschen mit ihren roten Nasen, wie sie in die Hände blasen und mit den Füßen strampeln, einer stößt immer den andern beiseite, um eher bedient zu werden. Jetzt kommt die Frau Bürgermeister; sie hat Gretchen einen wunderschönen Hut gekauft, eben trägt die Köchin ihn heim.“

„Wie sieht er denn aus?“ rief Laura.

„Gru!“ antwortete Adele, „mit dunkelroter Garnierung und schwarzer Feder.“

„Gerade einen solchen hatte ich mir immer gewünscht,“ meinte Laura, „bitte, Mama, kaufe mir auch einen solchen Hut.“

„Mir auch, Mamachen,“ flehte Adele und klatschte freudig in die Hände, als wenn sie den Hut schon auf dem Kopfe hätte. Sie kannte die Mutter zu gut und wußte, daß sie in der Regel jeden Wunsch ihrer Kinder zu erfüllen pflegte.

„Einen warmen Anzug brauchten wir auch,“ begann Laura weiter, „am liebsten wäre es mir, wenn ich und Adele ganz gleiche Anzüge bekommen könnten, womöglich von dunkelblauem Damentuch, mit grauem Krimmer besetzt. Weißt du, Mamachen, wie Gerichtsamtmanns Lottchen im vorigen Jahre ge-

tragen hat. Du meinstest immer, für den nächsten Winter ließeſt du uns auch einen ſolchen anfertigen."

"Ach ja," ſeufzte die Mutter, "ich weiß es recht gut, berechnete aber nicht, daß meine Kaſſe binnen einem Jahre ſich ſo ſehr erſchöpfen könne, — und — ich bin untröſtlich, wenn ich daran denke, euch dieſesmal wohl gar keine Freude machen zu können. Die Brüder haben große Bedürfniſſe. Zum neuen Jahre habe ich über 200 Mark Schul- und Koſtgeld zu zahlen für Benno und Erwin, im Konſervatorium 75 Mark für Ewald; außerdem ſchrieb letzterer, im nächſten Konzert, welches ſchon im Monat Januar ſtattfinde, würde er etwas auf der Violine vortragen, weßhalb er in einem ſchwarzen feinen Anzug und feiner Wäſche erſcheinen müſſe. Und Erwin, der Kleine — ach, du lieber Gott, dem armen Kerl, dem fehlt es an allem, den möchte ich vom Kopf bis zu Fuß bekleiden und auch noch Bücher ſchaffen. — O, ich weiß es zu gut," fuhr Frau Ehrenberg bewegt fort, "was ihr alles braucht und auch gern haben möchtet, aber ich kann ja nicht." Sie konnte nicht weiter ſprechen, Thränen entſchlüpften ihren Augen. — Die Mädchen fielen der Mutter um den Hals und baten ſie, nicht mehr zu weinen, indem ſie ja gern auf das kleinſte Geſchenk verzichten wollten. In dieſem Augenblick klopfte es leiſe an die Thür, und ehe noch „herein" gerufen wurde, erſchien Lieschen Vetter, die kleine Zeitungsträgerin, im Zimmer; ſie grüßte artig und überreichte beſcheiden Frau Ehrenberg das Lokalblatt der Stadt. Frau Ehrenberg erſchrak, als ſie die eiſkalten Hände der Kleinen gewahrte. „Kind," hob ſie mitleidig an, "was für kalte Hände haſt du! Du mußt entſetzlich frieren. Du biſt aber auch zu leicht angezogen."

"Ganz gewiß," meinte Laura.

"Das leichte, kurze Kattunkleidchen und das dünne Sommerjäckchen," ſprach Adele. Sie eilte darauf zur Mutter und flüſterte ihr etwas ins Ohr. Gleiches that auch Laura, und Frau Ehrenberg antwortete laut, daß ſie denſelben Ge-

danke Hege und eben nachsinne, ob sie Lieschen nicht eine wärmere Bekleidung zu theil werden lassen könne.

„Ach,“ sagte Lieschen, „ich brauche nichts, friere auch nicht, denn ich laufe schnell, aber Bernhard, mein ältester Bruder, der auf dem Seminar ist und alle Sonntage in der Kirche auf dem Chor mitsingen muß, der braucht einen warmen Anzug. Vater wollte ihm Stoff kaufen und zur Christbefeuerung einen Winterrock verfertigen, da wurde aber die Mutter wieder kränker, und es mußte der Arzt herbeigeholt werden, der hat nun eine Flasche Arznei verschrieben, welche allein über zwei Mark kostete, dann hat er zum Vater gesagt: ‚Ihre Frau ist sehr schwach, ihr Leben hängt nur an einem Faden, und ich kann Ihnen nur den Rat geben, wenn Sie das Leben Ihrer Frau erhalten wollen, ihr Wein und die kräftigsten Speisen, namentlich Hühnerbrühe, zu verabreichen.‘ Da nahm der Vater das Geld, welches er zum Winterrock für Bernhard bestimmt hatte und besorgte alles genau, was der Doktor ihm geraten.“

„Ach, dein Vater muß recht gut sein,“ sagten beide Mädchen zugleich, „er will dein Mütterchen nicht sterben lassen,“ wischten sich aber verstoßen eine Thräne aus den Augen. Sie bedachten, wie viel unglücklicher doch Lieschen und ihre Geschwister sein mußten, ihr Mütterchen so krank zu wissen, als sie beide. Sie hatten so gute Herzen, die beiden Mädchen, die sich über das Glück anderer innig zu freuen und mit dem Unglücklichen Schmerz und Trauer zu empfinden vermochten.

„Es ist recht betrübend,“ meinte Frau Ehrenberg. Sie erhob sich vom Sessel, legte ihre Arbeit beiseite, nahm zwei Schlüssel von der Wand und verließ das Zimmer, indem sie ihren Töchtern zurief, der Kleinen warmen Kaffee und Brötchen zu geben. Es währte nicht lange, so kehrte Frau Ehrenberg mit einer Bürde Kleidungsstücke zurück. Sie legte sämtliche Sachen auf einen Stuhl und behielt nur einen mit Tuch überzogenen Herrenpelz in den Händen, welchen sie Lieschen mit den Worten überreichte: „Hier, mein gutes Kind, über-

bringe deinem Vater den alten Pelz. Da dein Vater Schneider ist, kann er ihn wenden und deinem Bruder noch einen guten Winterüberzieher davon fertigen. Mein Mann hat ihn zwar viele Jahre getragen, und er hängt schon sieben Jahre oben auf dem Boden, aber weil ich ihn in Ehren hielt, habe ich ihn stets vor Mottenfraß zu schützen gesucht. — Es ist ein gutes, festes Stück."

Lieschen wußte vor Freude gar nicht, wie ihr geschah, sie bedankte sich vielmals und wollte gehen, als Frau Ehrenberg ihr noch einen wollenen Rock und eine wattierte Jacke gab.

"Die Sachen sind dir zu groß, denn ich habe sie getragen, die müssen auch erst nach deinem Körper gerichtet werden, sie sind sehr warm und werden dich, mein gutes Mädchen, vor Kälte schützen."

Lieschen griff hastig danach, dabei zitterten ihre Händchen vor freudiger Erregung, und dennoch sprach sie: "Ich friere nicht, aber mein Mütterchen soll sich recht warm halten, und wenn Sie es nicht übelnehmen und mir eine große Freude machen wollen, bitte ich Sie recht sehr, es mir zu erlauben, daß ich die Jacke und den Rock meiner Mutter schenke."

Die gute Dame lächelte gerührt, strich mit ihrer weichen Hand über Lieschens Wangen und sagte:

"Nun denn, in Gottes Namen, mache damit, was du willst." — Sie band die andern Sachen zusammen, welche noch auf dem Stuhle lagen, gab sie ebenfalls Lieschen mit den Worten: "Vielleicht findet ihr hierin auch noch, was ihr brauchen könnt; es mag alles dein Weihnachten sein, mehr kann ich dir leider nicht geben, mein gutes Kind, denn meine Mittel erlauben es nicht!"

Als die Kleine gegangen war, sagten die Mädchen: "Ach, Mama, wie glücklich sind wir gegen Lieschen, du bist gesund, und wir wollen Gott bitten, daß er noch lange, sehr lange dich uns erhalten möge!"

"Ich wünsche das Gleiche auch meinen Kindern. Ich

fühle mich höchst unglücklich, euch keine Weihnachtsfreuden bieten zu können. Jetzt bin ich aber getröstet, ich habe erkannt: Wenn man unzufrieden mit seiner Lage ist, muß man unter sich sehen und nicht über sich," erwiderte die Mutter.

II.

Das verlorene Geld.

Die Better'schen Eheleute hatten schon neun Jahre hindurch an einer abgelegenen Straße im Hinterhause eine kleine Wohnung inne. Gern hätten sie sich darin verändert, denn die Wohnung war sehr feucht, und das Wasser lief an den Wänden herab. Aber die guten Leute hielten es dennoch fürs beste, zu bleiben. Hatten sie doch neun Kinder, und Kinder wollen die meisten Hausbesitzer nicht gern in ihren Häusern haben. — Ihr Wirt aber war gut und mit seinen Mietsleuten zufrieden, daher blieben sie wohnen. Im Stübchen sah es höchst ärmlich, aber auch sauber aus und doch war Frau Better schon seit einem Jahr so krank, daß sie sich kaum rühren konnte. Wer säuberte denn den Fußboden und die Möbel? — Wer putzte denn die Fensterscheiben so blank und wusch und kämmte die Kleinen, daß sie stets ordentlich einhergingen? Lieschen, das 12 Jahr alte Mädchen! — Dabei vernachlässigte sie keineswegs ihre Schularbeiten, nein, sie war eine von den besten Schülerinnen, und verdiente außerdem noch eine Kleinigkeit mit Zeitungstragen.

Meister Better saß an seinem Schneidertisch, er hatte ein Rissen vor sich liegen, die leere NähnaDEL steckte er hinein, und die eingefädelte zog er heraus. Ein Söhnchen von 7 Jahren und ein Mädchen von 6 Jahren mußten unaufhörlich fädeln, damit das Nähen schneller ging und Meister Better sich nicht dadurch aufzuhalten brauchte. Zwei kleinere Mädchen saßen an einem Kindertischchen und zupften Fleckchen. Better hielt

die Kinder von klein auf zur Thätigkeit an, er hatte reichlich erfahren, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist. Er hatte seine Kinder sehr lieb und wollte sie zu gottgefälligen Menschen erziehen, darum hielt er sie auch in strenger Zucht, und alle Menschen, welche bei der Familie aus- und eingingen, hatten ihre Freude an den artigen Kindern.

Als Lieschen mit den vielen Sachen ankam, zog Freude in die Familie ein, denn Frau Ehrenberg hatte für jeden etwas beigelegt.

„Nun ist für meinen Bernhard wenigstens gesorgt,“ sagte Vetter, „sobald ich mit diesen Hosen fertig bin, mache ich mich gleich darüber. Das wird ein Staatsrock, wie ihn gewiß kein zweiter von den Bürschchen im Seminar hat.“

Lieschen hatte von mehreren der Zeitungsabonnenten ein kleines Geldgeschenk bekommen, wodurch sie in stand gesetzt wurde, ihren Geschwistern einen Christbaum zu kaufen und vieles andere, was dazu gehörte. — Als die Kinder schliefen, machte sie sich darüber, das Bäumchen aufzuputzen. War doch schon der nächste Abend der Christabend, auf welchen sich fast die meisten Kinder schon das ganze Jahr hindurch freuen. — Auch Frau Ehrenberg hatte beinahe die ganze Nacht hindurch gearbeitet, und die Mädchen hatten auch treulich mit ihr ausgehalten bis zur Mitternacht. Als der Morgen graute, war sie mit ihrer Arbeit fertig. Sie legte sich aber nicht erst zu Bett, sondern blieb wach, um ihre Wirtschaft recht blank herzustellen. Es schlug 8 Uhr. Die Mädchen gingen zu einer Lehrerin für weibliche Handarbeiten, wo sie noch ein Geschenk für ihre Mutter verfertigen wollten. Frau Ehrenberg kleidete sich an, um ihre Arbeiten, die nun vollendet waren, abzutragen. Auf der Treppe begegnete ihr der Briefträger, der eine Karte von ihrem ältesten Sohn Benno brachte.

„Liebe Mutter!“ schrieb er, „wir sind alle gesund und könnten schon heute bei dir sein, aber es gebietet uns an Reise-

geld, schicke uns dasselbe umgehend, dann treffen wir schon mit der Post um 4 Uhr ein."

Frau Ehrenberg erschrak beim Empfang der Karte, beruhigte sich aber sehr bald, wußte sie doch, daß die Söhne gesund und wohlbehalten noch heute in ihre Arme eilen würden. Daher versäumte sie nicht, gleich nach Empfang ihres verdienten Geldes das Reisegeld abzusenden und berechnete sich auf dem Heimwege ganz genau ihre Barschaft, indem sie überlegte, wie sie dieselbe einteilen sollte, damit sie zu den allernötigsten Bedürfnissen ausreichen könnte. Auf ihrem Gange vermied sie, Schaubuden ins Auge zu fassen, sie wollte ihr Herz nicht noch schwerer machen, denn sie wußte, daß sie vielerlei sehen würde, was ihre Kinder nötig brauchten und wodurch sie ihnen auch eine große Freude zu machen im Stande wäre. Aber sie hatte ja nicht die Mittel dazu.

In ihrer Wohnung angelangt, nahm sie das Bildnis ihres Vaters von der Wand, als ob sie Rat und Trost bei ihm suchen wolle. Er war ein so sorgsamer guter Vater und Vater gewesen. Sie hatten sehr glücklich miteinander gelebt und auf anständige Weise ihr Brot gefunden. Doch obgleich er ein tüchtiger Landschaftsmaler war und mitunter viel Geld verdiente, konnte doch nichts erübrigt werden, da sie von Hause kein Vermögen, aber eine starke Familie besaßen. Daher war der gute Ehrenberg übergücklich, als ihm eines Tages unverhofft die Nachricht zuging, daß ein vor kurzem verstorbener alter Onkel ihn zum Universalerben eingesetzt hatte und er schon in einigen Tagen im Besitz eines beträchtlichen Vermögens sein würde.

Es war gerade zur Weihnachtszeit, 8 Tage vor dem Feste, als Ehrenberg abreiste, um 21 000 Thaler auf dem Gerichtsamte B. in Empfang zu nehmen. Er traf viele Bekannte und Freunde dort aus seiner frühern Jugendzeit und brachte einige Stunden in ihrer Gesellschaft vergnügt zu. Nachdem er darauf noch viele Einkäufe für die Seinigen besorgt hatte, trat er

gegen Abend seine Heimreise an. Jubelnd kam ihm die Kinderschar entgegen, und ihre Freude war unbeschreiblich; aber noch größer war der Schreck, als Ehrenberg seine Brieftasche mit 20500 Thalern vermißte. 20500 Thaler! Es klingt unter Umständen unwahrscheinlich, und es ist doch die möglichste Möglichkeit. Er wußte ganz genau, daß er sie in die große Seitentasche seines Pelzes gesteckt hatte, nachdem er einen Fünfhundertthalerschein daraus entnommen und denselben gewechselt hatte. Man versuchte alles, um wieder in den Besitz des Geldes zu gelangen, doch es blieb fort. Man mußte annehmen, es sei gestohlen worden. Herr Ehrenberg besaß eine große Seelenstärke, er ertrug den Verlust ruhig und tröstete sich mit dem Gedanken: „Wer weiß, wozu es gut ist, wir müssen denken, es hat so sein sollen!“ War Ehrenberg früher fleißig gewesen, so verdoppelte sich von jetzt ab sein Arbeitseifer, dabei lebte er so einfach wie noch nie, und ehe ein Jahr verging, hatte er ein Bild vollendet, welches allgemeines Aufsehen erregte und bei einer Konkurrenz den ersten Preis erhielt. Als die Nachricht davon ankam, lebte Ehrenberg nur noch ein paar Stunden. Er hatte sich einige Tage nach der Vollendung des Bildes legen müssen. Die große Anstrengung und viele Entbehrungen dazu hatten ihn täglich dem Grabe näher geführt. Frau Ehrenberg war an sein Bett getreten, und als sie ihm die freudige Botschaft mittheilte, lächelte er und sprach: „Das ist mir lieb, jetzt sterbe ich gern, weiß ich doch, daß ihr auf einige Zeit geborgen seid.“ Er starb noch am selben Abend.

Es war eine anständige Summe, welche Frau Ehrenberg nach dem Tode ihres Mannes ausgezahlt erhielt. Dazu kamen noch einige Einkünfte. Sie hatte sieben Jahre mit ihren Kindern davon gelebt und sie etwas Anständiges lernen lassen. Jetzt aber mußte sie den Rest, beinahe 70 Thaler, für ihre Kinder nach D. schicken, und dann stand sie ganz arm in der Welt, nur auf ihrer Hände Arbeit angewiesen.

Ihre Kinder sollten es noch nicht erfahren, denn dies

würde ihren Frohsinn stören und ihre Jugend verbittern, sagte sie sich selbst. Mit der Zeit werden sie es schon erfahren!

Hätte sie jedoch eine Ahnung davon gehabt, daß ihre Thränen, die sie in diesem Augenblicke vergoß, ohne darauf zu achten, bald getrocknet werden sollten, und die gestrige Wohlthat, welche sie der Schneiderfamilie erwiesen, so reich belohnt werden würde, dann hätte sie vor Freude auffauchen müssen.

Sie hing das Bildnis ihres Gatten wieder an seinen Platz, trocknete die Augen und machte sich darüber, Kartoffeln zu schälen. Der Sauerkohl dampfte schon in der Pfanne, und auf dem Tische lagen sechs kleine Leberwürste. „Auf den Mann eine,“ sagte Frau Ehrenberg. „Es ist freilich kein Festessen: Kartoffelmuß, Sauerkohl und ordinäre Wurst, aber meine Kinder sind in der Kost nicht verwöhnt, und ich will es versuchen, das Essen recht schmackhaft herzustellen.“

III.

Ehrlich währt am längsten.

„Nieschen,“ sagte der Meister Vetter, „nimm das Trennmesser und löse das Oberzeug vom Pelz. Ich bin sogleich mit meiner Arbeit fertig, dann mache ich mich bald darüber, denn morgen zur Frühmette muß Bernhard schon damit bekleidet sein. Du sollst dich wundern, Niesel!“

Nieschen trennte die Ärmel heraus, löste den Kragen vom Pelz, und als sie die rechte Naht, die vom Ärmel nach unten zuläuft, bald auseinander hatte, fühlte sie einen härteren Gegenstand.

„Vater,“ rief sie erstaunt, „hier steckt etwas drinnen!“

Der Schneider riß den Pelz mit Gewalt vom Tuche — da fiel eine rotlederne Briefftasche zur Erde.

Groß war das Erstaunen Meister Veters, aber noch größer wurde es, als er den Inhalt entdeckte. Er schlug

freudig die Hände ineinander, indem er mit lauter Stimme rief: „Gott sei gelobt! — Friß!“ schrie er, und sprang auf, wie nur ein Schneider vom Sessel aufspringen konnte — „meine Stiefel! — Lieschen, meinen Rock!“ — Er war mit der Brieftasche an das Bett seines kranken Weibes getreten, und indem er dieselbe hinwies, sagte er: „Einen Schatz habe ich gefunden. Die Ehrenbergs haben ihr Erbteil wieder! Sieben Jahre hat es verborgen, aber auch geborgen in dem alten Kleidungsstück gesteckt. Du kennst doch die Geschichte von der verlorenen Erbschaft? — Wo bleibst du denn, Junge?“

Der Schneider konnte es nicht erwarten, der gute Mann, bis er Frau Ehrenberg die freudige Botschaft brachte. Es währte nicht drei Minuten, so war er auf der Straße und flog mehr dahin als er ging. Es begegneten ihm dabei Bekannte, welche ihm einen „Guten Morgen“ boten, wohl gar fragten: „Wohin denn so eilig, Meister?“ Aber er sah und hörte nicht. — Sie meinten, der Schneider sei närrisch geworden. Auf dem Markte angekommen, die alte Brieftasche krampfhaft in beiden Händen haltend, damit das Kleinod nicht zum zweiten Male verloren gehe, fiel ihm ein, daß er von der Wohnung der Ehrenbergschen Familie nicht genau unterrichtet sei, und er mußte in mehreren Häusern nachfragen, umsonst mehrere Treppen steigen, bis er Gewißheit erlangte.

Frau Ehrenberg war eben mit dem Reinigen der kleinen Wohnung fertig und hatte dem Stübchen ein festliches Ansehen gegeben, so viel es in ihren Kräften stand.

Plötzlich kam jemand die Treppe heraufgepoltert.

„Ach, meine Jungen,“ schrie Frau Ehrenberg auf und eilte zur Thür, aber da wurde diese schon mit Gewalt aufgerissen, und Meister Wetter stand im Zimmer.

„Entschuldigen Sie, daß ich ohne anzuklopfen erschien,“ sagte er, fast atemlos.

Frau Ehrenberg erschrak, sie glaubte einen Peiniger vor-

sich zu sehen, vielleicht den Schuhmacher oder den Kohlenmann, doch sprach sie ängstlich:

„Sie kommen gewiß nach Geld?“

„Im Gegenteil, Madame, ich bringe welches und viel, sehr viel!“ — Da nahm er die Brieftasche, welche er in eine alte Zeitung gewickelt hatte und sagte: „Hier, Madame, bringe ich Ihnen Ihr Vermögen zurück, welches Sie für verloren oder gestohlen betrachtet haben. Damals brachte es ja die ganze Stadt in Aufregung!“

„Wie? Was?“ rief Frau Ehrenberg. „Wäre es möglich?“

„Sicher!“ erwiderte der Schneider. „Es trifft sich gerade famos. Heute zum Christabend ein so unerwartetes Glück!“

Frau Ehrenberg nahm die Brieftasche in ihre zitternden Hände. Sie erkannte sie sofort. Aber die ungeheure, gänzlich unerwartete Freude machte die schwergeprüfte Frau sprachlos. Der Schneider glaubte, sie begriffe noch nicht, um was für ein großes Ereignis es sich handele und rief wiederholt: „Welch Glück! Welch ein Glück!“

Da hatte sich die Frau gefaßt.

„Das ich Ihnen zu verdanken habe, Sie edler, braver, feltener Mann!“ sprach sie herzlich. „Aber Sie sollen glücklich werden, ich teile mit Ihnen das Geld.“

„Was halten Sie von mir?“ rief der ehrliche Meister.

„Glauben Sie, ich würde darauf eingehen, wenn Sie im Übermaß der Freude einen solchen Entschluß faßten und Ihre Kinder beeinträchtigten? Nein, das Geld gehört Ihnen! Als ehrlicher Kerl durfte ich es keine Stunde in meiner Behausung behalten, darum habe ich gar nicht erst den Inhalt geprüft, sondern bin sofort zu Ihnen geeilt.“

„O, Sie guter, edler Mensch, nehmen Sie meinen und auch meiner Kinder Dank und wenigstens diesen Lohn.“

Sie öffnete die Brieftasche und wollte ihm mehrere Banknoten in die Hand drücken, er wich jedoch einen Schritt zurück und sagte:

„Ich nehme nichts, habe nur meine Schuldigkeit gethan. Aber wenn Sie mir einen Gefallen thun wollten, so zählen Sie das Geld durch und überzeugen Sie sich, ob es in Wichtigkeit ist.“

Frau Ehrenberg meinte, daß sie durchaus keinen Zweifel hege. —

„Wenn auch,“ sagte der Schneider, „aber ich bitte.“

Frau Ehrenberg wollte das Geld zählen, aber ihre Hände zitterten.

„Gut,“ bemerkte Better, „Sie wissen doch wohl, wie viel Geld hierin enthalten war?“

„Mein Mann sagte 20 500 Thaler.“

Der Meister zählte emsig, und es stellte sich heraus, daß das Geld stimmte. Frau Ehrenberg versuchte noch einmal ihn zu veranlassen, eine Belohnung anzunehmen.

„Sie sind Familienvater,“ meinte sie, „haben eine kranke Frau, die unter den jetzigen Umständen nicht genesen kann. Heute ist ein Tag, dem jedes Kind schon lange freudig entgegenseht. Sie wären dadurch im stande, den Ihrigen ein herrliches Freudenfest zu bieten.“

Der Schneider stand einen Augenblick zögernd da, als ob er etwas überlegen wolle. Bald war er aber wieder entschlossen, reichte Frau Ehrenberg die Hand und sagte: „Ich halte meinen Voratz fest, leben Sie wohl, und verleben Sie mit den Ihrigen ein glückliches Weihnachtsfest.“ — Und ehe es sich Frau Ehrenberg versah, war Meister Better schon aus dem Zimmer.

Frau Better war zur Freude ihrer Kinder dem Bett entstiegen und saß in einer Sofaecke, mit Kissen belegt, sie hatte fast kein Fleisch mehr an ihrem Körper, und ihr Gesicht war geisterhaft bleich.

Ein kleines, zwei Jahre altes Mädchen, welches sich an ihre Mutter schmiegte und sie beständig anlächelte, gewann der kranken, vergrämt aussehenden Frau manches Lächeln ab, und indem sie mit ihrer abgezehrten Hand der Kleinen zu wieder-

holten Malen die Bäckchen strich, fragte sie das Kind: „Bist du mein gutes Kind, mein liebes Dörchen?“ Worauf die Kleine jedesmal mit dem Köpfchen nickte und es mit den Worten bestätigte: „Ja, Dörchen . . .“

Jetzt kam der Vater.

„Nun, was sagte denn Frau Ehrenberg?“

„Sie war hocherfreut und wollte das Geld sogleich mit mir teilen, und als ich es nicht annahm, wollte sie mir mehrere Banknoten zustecken. Ich sagte ihr aber, daß ich nichts zu fordern habe, sondern nur meine Schuldigkeit that und ging meiner Wege.“

„Du bist aber sehr sonderbar, Mann. Bei so großer Not auch noch deinen Stolz zu behaupten. Hättest du ihr doch wenigstens gesagt, eine größere Summe wolltest du nicht beanspruchen, aber glücklich wären wir heute, wenn wir nur im Besitze einiger Thaler wären.“

„Das habe ich auch thun wollen, aber ich konnte es nicht herausbringen, ich schämte mich zu sehr vor der Frau. Es war vielleicht von mir unklug gehandelt, aber ich konnte gar nicht anders. Sei nicht böse, Frau, und rege dich nicht auf — es wird schon alles gut werden.“

Jetzt kam Fritz, der den gefertigten Anzug abgetragen und dafür den Schneiderlohn erhalten sollte, mit der Weisung zurück, Herr Hecht sei verreist, und vor Mittwoch könne Meister Vetter kein Geld erhalten.

„Na, das fehlte noch,“ sprach Vetter. Nach einer Weile sagte er zu seiner Frau: „Hast du noch Geld?“

„Ich?“ fragte Frau Vetter erstaunt. „Woher denn?“

„Ich dachte,“ antwortete ihr Mann, „weil die Frauen oftmals vernünftiger sind, als wir Männer und etwas in den Hinterhalt legen. Lieschen,“ rief er jetzt, „mach’ Feuer, setz’ den Kaffeetopf auf und einen großen Topf mit Kartoffeln, ich bin gleich zurück.“

Es währte auch keine 10 Minuten, so war Meister Vetter

wieder da, brachte einen großen Laib Brot, einen halben Christstollen, Kaffee, Zucker und ein paar Seringe. Vetter konnte beim Kaufmann und beim Bäcker dann und wann Ware auf Kredit entnehmen, wenn ihm das Geld fehlte, wußte man doch, daß er ein braver, ehrlicher Mann war, und man traute ihm. Eben war der Kaffee in die Kanne gegossen und in die Röhre gesetzt, als die Hausthür knarrte.

„Da kommt er,“ meinte Vetter und sprang erfreut vom Sessel auf die Thüre zu. „Bernhard, mein guter Junge!“ rief er dem kommenden jungen Menschen entgegen und schüttelte ihn herb ab.

Die Kinder sprangen dem Bruder ebenso freudig entgegen und halfen ihm, es sich bequem zu machen. Der arme Junge war bei der großen Kälte über zwei Stunden weit zu Fuß gelaufen und mußte in seinem dünnen Röckchen recht gefroren haben, darum brachte Lieschen schnell den Kaffee auf den Tisch, und Vetter schnitt den Stollen klein, er schob Bernhard seinen Großvaterstuhl an den Tisch, damit er sich setzen möge, aber Bernhard saß schon; er hatte den besten Platz gefunden, den es nur geben kann, er saß neben seiner Mutter, die er schluchzend in seinen Armen hielt.

Bernhard war in der kurzen Zeit, wo ihn die Eltern nicht gesehen, sehr gewachsen und hatte sich nur zu seinem Vortheile verändert. Er hatte hübsche freundliche Züge, welche aber durch den traurigen Anblick der kranken Mutter sehr getrübt wurden.

„Bist wohl recht krank, Mütterchen?“ fragte er herzlich.

„Nun geht es schon besser, mein Bernhard,“ bekam er zur Antwort.

„O, das freut mich, Mutter — und nun wird auch der Kaffee noch einmal so gut schmecken,“ sagte Bernhard und goß sich eine Tasse nach der andern ein.

Als er von der vorgefundenen Brieftasche hörte und ihm die Mutter mittheilte, daß der Vater sich stolz geweigert hatte,

eine Entschädigung dafür in Empfang zu nehmen, meinte Bernhard:

„Das war edel von dir, auf einen solchen Vater kann ein Kind wohl stolz sein.“

„Siehst du, Mutter,“ sagte Vetter, „er würde an meiner Stelle ebenso gehandelt haben. Es ist mein Blut.“ Dabei wischte er sich verstoßen eine Thräne aus dem Auge.

Der Abend rückte immer näher, und der Mutter war es recht wehmütig, hatte sie doch nicht das geringste, um ihren Kindern etwas bieten zu können.

Da klopfte es an die Thür, und als Vetter „herein“ rief, da erschien Frau Ehrenberg in Begleitung ihrer fünf Kinder. Laura brachte eine fette Gans und einen großen Korb voll Fleisch und andere Lebensmittel. Adele einen Korb voll Wein für die Kranke und Stollen und Kuchen für die Kinder. Frau Ehrenberg ein großes Paket neuer Kleidungsstücke, worunter auch ein warmer Winteranzug für Lieschen und Puppen und Spielzeug für die Kleinen waren. Benno überreichte Herrn Vetter einen Kaufkontrakt von einem Häuschen am Anger. Lieschen hatte seiner Zeit einmal zu Frau Ehrenberg geäußert, daß der Vater schon immer sich das wünsche, und zuletzt übergab Erwin ein Dankschreiben der Kinder mit dem wertvollen Inhalt von 500 Thalern. Jetzt war das Lustschloß, welches Vetter immer gebaut hatte, zur Wahrheit geworden, und gleich einem Kinde vermochte er sich in seiner Freude nicht zu beherrschen.

In aller Eile hatte die Familie Ehrenberg danach gestrebt, gerade an diesem Abend die unermessliche Freude bei Veters einziehen zu lassen.

Das bewußte Häuschen konnte nur von einer Familie bewohnt werden, es enthielt nur 2 Stuben, Kammer und Küche nebst Zubehör; es war aber von einem Gemüse- und Obstgarten umgeben und vor den Fenstern befand sich als seine schönste Zierde im Sommer ein Blumengärtchen mit einer

Flückerlaube. Ein kleiner Kramladen, welcher rechts angebaut war, gehört zu dem Häuschen.

„Der Kramladen nährt eine Familie allein,“ hatte Vetter einmal gesagt. „Der Garten erzeugt Gemüse, so viel man bedarf, Obst ist auch genügend vorhanden, und an Sommerabenden, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, stopfe ich mir ein Pfeifchen und setze mich mit meinen Leuten in die Flückerlaube.“ Solche Wünsche und Gedanken hatten den braven Mann nie verlassen, und heute auf einmal sah er sie verwirklicht, war unumschränkter Eigentümer des hübschen kleinen Grundstücks und konnte es jeden Augenblick beziehen, denn es stand leer.

Während die beglückte Schneidersfamilie sich in Dank-
sagungen erging und Pläne für die Zukunft machte, die in
entzückenden Bildern vor ihr aufstieg, umfingen, neben der
jedes Menschenherz so selig erfüllenden Freude, von Mitmenschen,
die sich auf dem gemeinsamen Wege zum Grabe abmühen, die
schwere Last der Sorgen genommen und ihnen eine sonnen-
glänzende Stunde in ihren an Kümernissen reichen Leben ge-
geben zu haben, nun auch die Familie Ehrenberg die eigenen
frohen Zukunftshoffnungen. Für Menschen, deren Herzen nicht
verhärtet sind, kann es ja keine schönere Freude geben, als von
Mitmenschen, die sich mit einem drückenden Kreuz der Noth ab-
mühen mußten, die schwere Last der Sorgen zu nehmen und
ihnen eine freudenhelle Stunde zu bereiten, in welcher ihr
Lebenshimmel frei von Wolken über ihnen strahlt. Gewiß sind
solche Glücksstunden vergänglich. Die Alltäglichkeit der Daseins-
forderungen tritt bald wieder gebieterisch in ihr Recht, aber die
Erinnerung läßt das Herz nicht verbittern in ferneren Kämpfen
und Nöten. — „Geben ist seliger denn Nehmen“, lehrte der
voll tiefster Wahrheit, der durch die Hingebung seines göttlichen
Selbst allen Menschen den Weg zu seinem Vater im Himmel
erschloß. O möchte doch diese kleine einfache Geschichte dazu
anregen, an sich selbst zu empfinden, daß Geben seliger ist als
Nehmen. Doch zurück zu unserer Erzählung.

Vieschen brachte den Lichterbaum herein, und die Kinder erhielten ihre Geschenke. Da hätten ihr das Zauchzen hören sollen und sie herumspringen sehen! So ein Freudentag war ihnen noch nicht vorgekommen und ist von den Kindern bis heutigen Tages noch nicht vergessen worden.

Als die zwei Kleinsten zur Ruhe gebracht worden waren und der Lichterbaum bald zu Ende gebrannt war, gewährte Benno Ehrenberg in der Ecke des Stübchens ein altes Klavier; es war ja nur ein Klappertasten, aber dennoch hielt es Meister Vetter in Ehren und sorgte dafür, daß es nicht ganz untauglich gemacht wurde. Benno setzte sich an das Instrument, und indem er dazu sang, spielte er den Choral:

„Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut,
Dem Vater aller Güte;
Dem Gott, der alle Wunder thut,
Dem Gott, der mein Gemüte
Mit seinem reichen Trost erfüllt.
Dem Gott, der allen Jammer stillt.
Gibt unserm Gott die Ehre!“

Alle Anwesenden sangen mit und so schloß der Christabend in dem Stübchen der Schneiderfamilie Vetter.“

Susanne, die kleine Samariterin.

Eine Weihnachtserzählung von G. M. Heinichen-Klöber.

I.

Suschen Hammer.

Steffen Hammer war ein armer Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen mußte. Er besaß nur eine kleine Lehmhütte, nahe am Walde gelegen, ein Gras- und Gemüsegärtchen, eine Ziege und sein Werkzeug, womit er seinem Weibe und acht Kindern Nahrung und Kleidung verschaffen konnte. Er war fleißig und ehrlich, handelte streng nach Gottes Wort, und im Dorfe nannte man ihn den braven Steffen. Sein ältestes Kind, mit Namen Susanne, ganz des Vaters Ebenbild, besaß auch dessen Tugenden. Schon als ganz kleines Mädchen, als sie erst zu denken und zu verstehen anfang, hatte sie aufmerksam zugehört, wenn der Vater des Abends nach dem Nachtmahl aus der Bibel vorlas. Vor allem hatte ihr das Evangelium vom barmherzigen Samariter gefallen, und die Worte des Weltheilands: „Gehe hin und ihue desgleichen!“ die er zum Schlusse als Antwort dem Jüngling gab, der ihn gefragt hatte: „Meister, was soll ich thun, damit ich das ewige Leben erlange?“ faßten tiefe Wurzeln in dem Kinderherzen und keimten empor als christliche Saat zur Blume der Nächstenliebe, die der herrlichste Schmuck eines jeden Menschen ist. Denn ohne die Barmherzigkeit kann kein Mensch das Himmelreich ererben, kann kein Mensch ein Nachfolger Christi werden, der ja unser Vorbild sein soll, damit wir das

Gute wollen und das Böse verabscheuen. Wenn wir dies beherzigten, gäbe es keine Sünde, wenigstens keinen Dieb, keinen Mörder, keinen Verleumder, keinen Ungläubigen, keinen Hochverräther u. s. w. Aber der gute Hirte, der für das Leben seiner Schafe, namentlich auch für die verirrtten, sein Leben willig hingab und den Kreuzestod erlitt, um sie zu retten und zu erlösen, wird heute noch von vielen, die sich nach seinem Namen, nämlich Christen, nennen, ans Kreuz geschlagen durch Spottreden, Lästerungen, Hartherzigkeit und vieles andere Schlechte.

Süßchen war aber ein gutes Kind, fromm und liebevoll gegen jedermann. Einmal fragte sie ihren Vater: „Kann es nicht auch eine barmherzige Samariterin sein?“ Dieser bejahte es; seitdem stand der Entschluß in ihrer Seele fest, das biblische Beispiel zu befolgen, wenn sich ihr die Gelegenheit darbieten sollte. Ohne daß sie sich dessen bewußt war, that sie dies bereits in der ärmlichen Häuslichkeit ihrer Eltern, durch ihr liebevolles, gefälliges Wesen und ihre frohe Dienstfertigkeit gegen Eltern und Geschwister. Aber auch gegen Fremde war sie die Liebe selbst; sie theilte mit ärmeren Kindern ihr spärlich zugetheiltes Brot. War ein Kind gefallen, oder hatte es sich blutig geschlagen, so war sie gleich mit nassen Lappen bei der Hand. Sie sammelte an Sonntagen, wenn andere Kinder spielten, oder auf der Straße herumwibberten, auf dem Felde und im Walde Thee für Kranke.

Auch auf Tiere ergoß sich ihr Mitleid und ihre Liebe, denn trotz ihres schlichten Kindersinns konnte sie recht gut begreifen und beurtheilen, daß ein Tier ebenfalls Hilfe bedürfe, ja umso mehr auf den Schutz der Menschen angewiesen sei, da ihm die Sprache versagt ist und es dem Menschen nicht verständlich klagen kann, wenn ihm etwas fehlt. Süßchen sammelte alle übrigen Brocken, las die Brotstücke auf, die sie auf der Straße fand, zerrieb sie fein und streute sie im Winter, wenn es den Vögeln an Futter fehlte, aufs äußere Fensterbrett. War ein

Kleiner Vogel aus dem Neste gefallen, hob sie ihn auf, trug ihn heim, sperrte ihn in einen Käfig, nachdem sie ihn in Watte und Heu gewickelt hatte. Mit einer Federpose fütterte und tränkte sie ihn, bis er fliegen konnte, dann ließ sie ihn zum Fenster hinaus; Suschen freute sich in der Seele, wenn das kleine Tier auf den Baumzweigen hin und her hüpfte, nach dem Fenster, aus welchem Suschen ihm nachschaute, mit dem Köpfchen nickte, als wenn es sagen wollte: „Nun komme ich nicht mehr zurück, leb' wohl, habe Dank, und behalte mich lieb!“ — Vorzüglich den Eltern und Geschwistern war Suschen eine gute Tochter und liebende Schwester; sie wartete die Kleinen mit der größten Gewissenhaftigkeit, da die Mutter als Waschfrau oft außer dem Hause war.

Es war am Nachmittage eines Sonnabends, Suschen war eben mit dem Reinmachen der Wohnung fertig, da fiel ihr ein Korb mit Wäsche in die Augen, und sie bemerkte, daß noch mehrere Strümpfe zu stopfen und an verschiedenen Kleinigkeiten auszubessern sei. Suschen dachte: „Wie lieb würde es wohl Mutter sein, wenn sie abends müde heimkehrt und ruhen könnte, brauchte sich nicht erst noch ein paar Stunden hinzusetzen, um zu nähen. Was daran zu thun ist, kann ich vielleicht auch machen und will es versuchen!“ Sie nahm den Kinderwagen, setzte den ein Jahr alten Peter und die zweieinhalb Jahre alte Biesel hinein. Dem Peter gab sie die gefüllte Ziehflasche und der Biesel ein Butterbrot, dann schob sie das Wägelchen unter einen Lindenbaum, der in der Nähe des Hauses stand und unter welchem die Kinder vor der Sonnenhitze geschützt waren. Nun holte sie einen kleinen Fußschemel, auf welchem sie täglich vor der Hausthür zu sitzen pflegte, und setzte sich mit der Arbeit zu den beiden Kleinen.

Es mochten wohl einige Stunden vergangen sein, als Suschen den letzten Knopf an ein Knabenhemd nähte. Vom Kirchturme läutete man den Sonntag ein, und vor den Häusern sah man geschäftige Menschen die Straße fegen. Die Kleinen

im Wägelchen rieben sich die Kugelein, fingen an, unruhig zu werden, und Suschen schickte sich eben an, sie ins Haus zu fahren, als ein Troß wilder Knaben unter rohem Geschrei vom Dorfe hergejagt kam. Der eine warf einen kleinen schwarzen biden Gegenstand in die Höhe, der sogleich wieder zur Erde fiel, dann kam ein anderer und schlug mit einem Stock danach, worauf jedesmal ein wildes Hurrageschrei erfolgte. Nun kam Emil, der 10 Jahre alte Bruder Susannens, zu ihr, und erzählte, daß Schulzens Kuhjunge schon vor vier Wochen fünf kleine Hunde im Mühlgraben ersäufen sollte. Brauers Martin stand in der Nähe, und es dauerte ihn, daß eins von den Hündchen in seiner Todesangst das Köpfchen in die Höhe richtete, die Pfötchen über das Wasser emporhob und nicht unter sinken wollte. Der Knabe, gut von Gemüt, gab dem Kuhjungen einen Groschen und erhielt die Erlaubnis, das Tierchen aus dem Wasser zu ziehen. Er legte es seines Vaters Kettenhund an, der ebenfalls Junge hatte. Später aber gefiel der kleine Hund dem Brauer Martin nicht mehr, und er schenkte ihn dem Büttner Fritz, der ihn totschlagen wollte. „Das darfst du nicht!“ rief Suschen, sprang auf die Buben zu, die inzwischen näher gekommen waren und entriß dem Fritz Büttner das Hündchen. „Böser Bube!“ schrie sie ihn an, „schämst du dich nicht, ein unschuldiges Tier so zu martern? — Lehren dich die Eltern und die Lehrer die Gebote nicht? Weißt du nicht, daß es verboten ist, Tiere zu quälen? — Wart', ich gehe zum Schulzen, und ihr alle sollt büßen!“ Die Knaben hatten anfänglich gelacht, sie verhöhnt und in die Hände geklatscht, doch die letzten Worte hatten gewirkt, sie sagten ganz leinlaut: „Wir haben mit dem Hunde nur gespielt — sonst nichts.“ Suschen trug das Tierchen ins Haus. Sein kleines Herz klopfte fast hörbar vor ausgestandener Angst und zutraulich legte es sein Köpfchen an Susannens Brust. Das Mädchen gab ihm etwas Ziegenmilch, und nachdem sie durch inständiges Bitten von den Eltern die Erlaubnis erhalten hatte, den kleinen

Hund behalten zu dürfen, machte sie ihm unter der Ofenbank ein Lager zurecht. Bald hatte er sich erholt, war sehr wachsam und gewöhnte sich schnell an jeden einzelnen der Familie.

II.

Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist.

Es war nach einem Jahre, acht Tage vor Weihnachten, Susanne hatte gerade ihren dreizehnten Geburtstag, als die Mutter sie und ihren Bruder Karl in die Stadt schickte, um Mehl und Gese zu holen, weil sie ein paar Weihnachtsstollen zu backen gedachte und noch denselben Tag am Abend zum Kaffee Susanne mit einigen Plinsen als Geburtstagsgeschenk überraschen wollte, da sie sonst nichts für die Kleine hatte. — Die Mutter sagte daher: „Nehmt den kleinen Kastenschlitten mit der hohen Lehne. Feldmann (der Hund) kann mitgehen.“ Sie brachte ein kleines Zugeschirr herbei, welches der Vater zurecht gemacht hatte. Der Hund war in dem Jahre kräftig geworden und zog den leichten Schlitten mit einer kleinen Last spielend stundenweit. Auch heute waren die paar Meßen Mehl keine Anstrengung für ihn, und die Kinder waren sehr erfreut, in Begleitung ihres Lieblings die Reise nach der Stadt antreten zu können. Am meisten aber war es Feldmann, dem man das Geschirr nur mit Mühe anlegen konnte, da er, unaufhörlich bellend, vor Freude bald an Suschen, bald an Karl in die Höhe sprang.

Es mochte wohl 4 Uhr nachmittags sein, als Suschen und Karl sich schon wieder auf dem Heimweg befanden. Der Himmel hatte sich mit dunklen Wolken umzogen und große Schneeflocken fielen zur Erde, während Windwehen die Landstraße und Wege kaum noch erkennen ließen. „Wir wollen uns sputen, daß wir heimkommen,“ meinte Suschen, „es wird

ganz finster!" und sie verdoppelten ihre Schritte. Jetzt hatten sie nur noch eine halbe Stunde bis zu ihrem Dörfchen, und da der Weg geradeaus ging, brauchten sie keine Angst zu haben und konnten sich Zeit nehmen. Das Schneegestöber hatte etwas nachgelassen, und man konnte schon wieder den Wegweiser erkennen, der links mit seinem Arm nach dem nahen Marktflecken deutete, und geradeaus in ihre Heimat zeigte. Plötzlich wurde Felsmann unruhig, fing laut an zu winseln, und als sie an den Wegweiser kamen, wollte er nicht weiter, sondern brängte auf den Weg zum Marktflecken.

Die Kinder blieben stehen und vernahmen ein Wimmern, das bald erkennen ließ, es rühre von einem Menschen her. Suschen sagte zu Karl: „Hörst du's auch?“ — „Ja, es jammert recht sehr, vielleicht ist ein Unglück geschehen!“ erwiderte der Knabe. Der Hund schlug nun laut an, spitzte die Ohren und lenkte den Schlitten schnell nach dem Marktflecken zu. Die Kinder ließen ihn gehen und folgten ihm. Vielleicht fünfzig Schritte weiter auf diesem Wege an einem Meilenstein im Schnee kauerte ein weibliches Wesen, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, und ein kleiner Sack mit Gegenständen angefüllt, lag zur Seite. Suschen erkannte sogleich, als sie herangekommen war, in der Person ein altes Mütterchen, welches schon seit Jahren im Armenhause wohnte und alle Freitage und Sonnabende auf den Dörfern Almosen holte. Das Aechzen hatte aufgehört, und die Alte schien in Schlaf zu sinken. Suschen rüttelte sie so herzlich als sie konnte und schrie ihr ins Ohr, weil die Alte sie nicht hören wollte: „Mutter Binger! Mutter Binger!“ — „Ja!“ erwiderte die Alte und stierte das Mädchen mit verschleierten Augen an. „Kommt mit, hier könnt Ihr nicht bleiben!“ — „Ich kann nicht fort — meine Beine können mich nicht mehr tragen — mein Atem hat ganz aufgehört,“ stöhnte die alte Frau. Sie legte die Hand aufs Herz und fing wieder an, schwer zu seufzen, der Mund verzog sich, und der Kopf fiel zurück. Suschen unterstützte sie, weinte

und rief: „Mutter Binger, kommt zu Euch, kommt zu Euch, sterbt nicht, Mutter Binger,“ und streichelte ihr die schweiß-
triefende Stirn.

Die Frau öffnete die Augen und sah das Mädchen mit voller Besinnung an und sagte: „Was thut es, wenn ich sterbe? Ich habe nichts zu verlieren auf der Welt. Warum soll ich noch leben? Mich schützt kein Gott, und die Menschen ver-
spotten und mißhandeln mich.“ — „Das sagt nicht, Gott schützt jeden, auch Euch, Mutter Binger,“ erwiderte Susanne, „sonst wären wir nicht gekommen, und in wenigen Stunden wäret Ihr eine Leiche gewesen.“ — „Man hätte mich in die Erde gescharrt, und die Würmer hätten Speise gefunden,“ murmelte die lebensmüde Greisin.

„Mutter Binger, verüßdigt Euch nicht, solche Reden sind gottlos!“ rief Susanne. — „Wer sagt dir das, du Kiekindie-
welt?“ — „Mein Vater!“ — „Wer ist das?“ — „Steffen Hammer!“ — „Ach, der Steffen — — — er soll ein guter Mensch sein, und du bist sein Kind, o gut — ja gut —“ und abermals sank Mutter Binger zusammen. Susanne, das ge-
fühlvolle verständige Mädchen, erkannte, daß es sich im Augen-
blick um ein Menschenleben handelte, denn die alte Frau war vor Frost und Mattigkeit im Schnee zusammengesunken, sie zu retten, mußte alles angewendet werden. „Karl,“ sprach Su-
sanne zu ihrem Bruder, der mit gefalteten Händen und offenem Munde da stand, „Karl, lauf heim, hier hast du das Mehl, nimm den Sack auf den Rücken, du bringst ihn schon fort, denn er ist nicht schwer, erzähle den Eltern, was du sahst und bitte sie, mir zu verzeihen, daß ich später komme. Es handelt sich um ein Menschenleben. Doch vor allem hilf mir Mutter Binger auf den Schlitten laden.“ Der Knabe that es und schritt dann schnell seinem Dörfchen zu. Suschen aber brachte schnell die Alte bis an das Armenhaus; als hätten die lieben Engelein aus Freude über das gute Kind mit schieben und ziehen geholfen, so leicht ging es von statten. Dort standen

schon die Mitbewohner vor der Thür, die die alte Frau ins Bett brachten. Suschen machte ein herbes Feuer in dem Ofen, legte einen Ziegelstein und wollene Tücher in die Röhre und kochte ein Töpfchen Thee, den sie der Frau zu trinken gab. Mit dem heißen Ziegel suchte sie ihr die Füße zu erwärmen, und die warmen Tücher legte sie ihr auf die Brust, den Magen und den Leib. Es währte auch nicht lange, so kam die Alte in Schweiß, die blaue Farbe der Lippen verwandelte sich in ein blasses Rot, und die Steifheit des Körpers verlor sich, der Atem ging regelrecht, und die Alte richtete sich im Bette auf. „Mein gutes Kind,“ sagte sie, „wie schön du mich pflegst, mein Lebtag hat es kein Mensch so gut mit mir gemeint;“ sie klopfte Suschen auf die Wange und fuhr fort: „Der Lohn soll dir nicht ausbleiben.“ — „Ach spricht nicht von Lohn, es ist jedes Menschen Pflicht, dem Nächsten beizustehen,“ antwortete Suschen und legte die Kissen in die Höhe, damit Mutter Binger besser ruhen könnte. „Jedes Menschen Pflicht, sagst du? So dachten die andern nicht!“ — „Welche andern?“ — „Nun, die an mir vorüber gingen.“ — „Wer waren sie denn?“ — „Vornehme Herren aus dem Marktflecken.“ — „Vielleicht haben sie Euch nicht gesehen,“ beschwichtigte Suschen. — „Natürlich haben sie mich gesehen,“ antwortete die Frau ärgerlich, „denn ich hörte ganz deutlich, wie einer zu dem andern Herrn sagte: ‚Die alte Heze muß in ihrem Leinwandkittel mehr Hitze verspüren, als wir in unsern Pelzen.‘ — ‚Ja,“ lachte der andere, ‚so scheint es.‘“ Alsdann fuhr der reiche Erbenmüller mit seinem leeren Schlitten schnell vorüber, sah mich verächtlich an und trieb seine Pferde noch zur größeren Eile an. Zum Schluß kam der Barbier Schubrich, den ich als Kind manch liebes Mal auf den Armen getragen habe, der schrie mir ins Ohr: ‚Was macht Ihr denn hier?‘ — ‚Du siehst es ja, ich kann nicht weiter. Ach Josef, nimm mich mit, sonst muß ich erfrieren.‘ — ‚Ich habe keine Minute Zeit, ich muß laufen, daß ich in die Oberförsterei komme, um den Oberförster zurecht

zu stutzen, der hat heute Ball — seht nur, wie Ihr allein fortkommt, es ist ja nicht mehr weit,“ und mit diesen Worten eilte er von dannen.“

„Frau Binger, wollt Ihr nichts genießen?“ begann Suschen nach einer kleinen Pause. — „Nein, Kind!“ — „Oder soll ich Euch einen Abendsegen vorlesen?“ — „Ein solches Buch besitze ich gar nicht.“ — „Nun, ein Gesangbuch habt Ihr aber doch jedenfalls; ich möchte Euch gern ein Lied daraus vorlesen.“ — „Ein Stück davon liegt hinter dem Ofen auf dem Sims, mußt es aber erst vom Staube reinigen, es sind wohl schon viele Jahre her, daß ich es nicht mehr ansah und Trost daraus schöpfen mochte. O, wie viel hab' ich durchgemacht! Wir waren ganz wohlhabende Leute, da betrog uns ein schlechter Mensch. Bald darauf kam mein Mann als Bergmann im Schachte um. Sechs Kinder sind gestorben, und der Jüngste, mein Liebling, ist weit fort nach Amerika gegangen. Fünfundzwanzig Jahre ist er fort, und dennoch warte ich täglich mit Sehnsucht auf seine Zurückkunft, denn ich habe die Zuversicht, daß er noch lebt. Seinen Tod hätt' ich sicher geahnt, meinst du es nicht auch, Susanne?“ — „Gott gebe es!“ antwortete das Kind fromm. Die Alte lächelte verklärt. „Ach, ich habe die vorige Nacht von ihm geträumt, er hätte mich in seinen Armen gehalten! Georg, mein Liebling, wo bist du?“ Die alte Frau fing bitterlich zu weinen an. Bald darauf wischte sie sich schnell die Thränen aus den Augen und fuhr fort: „Nachdem mich mein Jüngster verlassen hatte, arbeitete ich Tag und Nacht, darbt' um zu sparen, damit, wenn er zurückkäme, er etwas in den Händen hätte. Ich kaufte mir in Grumbach ein kleines Häuschen und richtete einen Laden ein. Mein Geschäft ging ganz gut, da schlug der Blitz ins Häuschen und zündete es an, ich wollte mich aus meinem Schlafkammerchen retten, sprang zum Fenster hinaus und brach eine Rippe und einen Arm. Den andern Tag stand ich als Krüppel unter Gottes freiem Himmel und wußte nicht, wo ich mein

Haupt hinlegen sollte, denn mein Eigentum war ein Raub der
Flammen geworden. Als ich wieder geheilt war, sah ich mich
genötigt, den Bettelsack zu ergreifen und von Thüre zu Thüre
Almosen erbitten zu gehen!" — Ach, arme gute Mutter," sagte
Suschen innig, „sucht doch Trost im Gebet, Ihr werdet sehen,
es hilft!" Sie hatte ein vergilbtes, altes Buch ohne Einband
und ohne Titel von dem Sims genommen, reichte es der Alten
und sprach: „Mutter Binger, schlagt Euch selbst ein Lied auf.“
Die Alte schlug das Buch auseinander und gab es Suschen
zurück, mit dem Zeigefinger auf eine Stelle deutend: „Ach,
Frau Binger," rief Suschen erfreut, „das Lied paßt gerade
für Euch," und sie las:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuesten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Lust und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann!"

Mutter Bingers Gesicht verlor seine Schroffheit, sie sah
freundlich aus. Während des ganzen Liedes faltete sie an-
dächtig die Hände und sagte, als Suschen damit zu Ende war:
„O ja, es ist ein schönes Lied! In bessern Tagen war es mein
Lieblingslied, und ich hatte es auswendig gelernt. Lies noch
eins, Kind," und Suschen schlug folgendes Lied auf:

„So wahr ich lebe, spricht der Herr,
Mir ist nicht lieb des Sünders Tod,
Vielleicht ist es mein Wunsch und Will,
Daß er von Sünde halte still,
Von seiner Bosheit lehre sich
Und lebe mit mir ewiglich!"

Die Alte hörte der süßen Kinderstimme, welche mit inniger
Betonung diese verheißungsvollen Worte vortrug, andächtig zu;

beim sechsten Vers wurde sie aber besonders nachdenkend, denn der heißt:

„Befehre dich! Eh' morgen kommt
Kann's ändern sich,
Wer heut' gesund ist, frisch und rot,
Ist morgen krank, ja wohl gar tot.
Schläfst du in deinen Sünden ein,
Fährst du dahin zur ewigen Pein!“

Da fuhr ein heftiger Schrecken durch die Seele der alten Frau; sie erinnerte sich der kaum entronnenen Todesgefahr — und sie bedeckte ihr faltiges, von Thränen überströmtes Antlitz mit beiden Händen. Suschen aber las weiter:

„Hilf, o Herr Jesu, hilf du mir,
Daß ich noch heute komm' zu dir
Und Buße thu' den Augenblick,
Eh' mich der schnelle Tod entrück',
Auf daß ich heut' und allezeit
Zu meiner Heimkehr sei bereit.“

Es entstand eine Pause. Suschen hörte auf zu lesen, sie blickte gerührt auf die zusammengesunkene Gestalt der Greisin. Das Kind wußte nicht, welchen großen Dienst es ihr geleistet hatte. Aber es hatte sie nicht bloß vom körperlichen Tode errettet, sondern auch durch die eigene Frömmigkeit die Eisdecke gesprengt, welche eine Reihe von bitteren Erfahrungen auf die Seele der alten Frau gelagert hatte. — So hatte Mutter Binger lange nicht mehr geweint wie heute. Die Thränen aber waren wie der Frühlingsregen einer besseren Zeit. Ihr wurde so leicht, so frei ums Herz. Sie trocknete sich die Thränen verstoßen ab und legte sich in die Kissen zurück, das Gesicht nach der Wand zu, als ob sie sich ihres Ergriffenseins schäme.

„Jetzt aber, Kleine, geh' nach Hause, die Eltern könnten dir zürnen, wenn du so lange ausbleibst.“ — „Sie wissen, wo ich bin, denn ich thue nichts ohne ihren Willen.“ — „Du bist ein braves Mädchen, es thut mir nur leid, dich und deine

Eltern nicht schon früher so kennen gelernt zu haben. Grüße die Eltern und sage ihnen, du hättest mir einen großen Dienst geleistet, einen Dienst, wie ich ihn von einem dreizehnjährigen Mädchen nicht erwartet hätte." — „O, spricht nicht so," bat Suschen; „aber wenn Ihr erlaubt, komme ich morgen wieder, ich glaube, ich werde Euch recht oft besuchen, denn ich fühle, daß ich Euch recht lieb haben könnte, und ich will es den Kindern sagen, daß sie Euch nicht mehr verhöhnen und kränken sollen."

Sie ging zu der Alten und küßte sie auf die Stirne, indem sie sagte: „Schlaf wohl, denk, ich wäre Eure Tochter, und ich will denken, Ihr wäret mein zweites Mütterlein." — Als Suschen das Gemach verlassen, stieg die Alte aus dem Bett, schloß die Thür und setzte sich gedankenvoll an den Tisch. Sie hatte nun Ruhe, um über alles nachzudenken, was der vergangene Tag gebracht hatte. — Sie hatte mit dem Geschieh gehadert, Gott gezürnt, weil er große Prüfungen über sie ergehen ließ. — Sie hatte einst gute Tage gekannt, und jetzt war sie verachtet von aller Welt, eine Bettlerin sogar, während sie früher selbst der Armut viel zugeteilt hatte. Von der Kirche war sie ganz abgefallen, denn schon seit fünf und zwanzig Jahren hatte man sie nicht mehr darin gesehen. Ja, wie eine Heidin hatte sie gelebt! — Sie barg abermals ihr Gesicht in beide Hände und sprach für sich selbst: „Wie weit stehe ich im Greisenalter hinter einem dreizehn Jahre alten Schulmädchen hinsichtlich des Glaubens zurück!" — und sie schämte sich vor sich selbst. Da überfiel sie ein Schüttelfrost, und sie mußte das Bett aufsuchen. Dabei fiel ihr Blick auf das alte Gesangbuch, sie ergriff es mit fieberhaftem Eifer, preßte es an die Lippen und sprach für sich: „Gott verläßt die Sünder nicht. Er wird auch mich nicht verstoßen. Er ist die Liebe und wird auch mich, die Reuige, zu Gnaden wieder aufnehmen."

III.

Unverhofft kommt oft.

Suschens Eltern hatten nichts dagegen, daß das Mädchen täglich die alte Binger besuchte. Diese hatte sich Rheumatismus zugezogen und konnte mehrere Wochen kein Glied rühren. Suschen bettete sie täglich zweimal um, kochte ihr Thee, legte ihr Pflaster auf und half ihr, wie sie nur konnte. Das Kind und die Greisin hatten sich lieb gewonnen.

Mutter Binger bangte sich, wenn sie Suschen einen halben Tag nicht gesehen hatte. „Ich liebe das Mädchen, als wäre es mein eigenes“ — sprach sie oft für sich selbst, „denn Suschen hat nicht nur mein Leben gerettet, sondern auch meine Seele. Ach, wenn ich ihr doch danken könnte, aber mit Worten ist bei den guten Leuten nichts abgethan, sie brauchen kräftige Hilfe, und es steht leider nicht in meiner Macht, zu helfen; bin ich doch selbst arm!“ In diesem Augenblick pochte es stark an die Thür, und eine tiefe Männerstimme rief: „Mutter Binger, Mutter Binger! Ich bin's, der Gruber, habe Euch eine erfreuliche Nachricht zu bringen!“ Es war der Ortsrichter, und Mutter Binger hatte an ihm einen guten Freund. So schnell sie vermochte, eilte sie mit Hilfe des Stockes zur Thür, öffnete dieselbe und sprach:

„Ist Georg da?“

„Nein, aber ein Brief von ihm!“

„Ein Brief? Georg lebt? Herr Gott, sei gelobt! Er lebt, mein Liebling lebt!“ — „Nun, natürlich lebt er, sonst könnte er nicht schreiben. Er hat Euch hundert Dollars geschickt.“ — „Hundert Dollars?“ — „Zarwohl, Mutter Binger, hundert Dollars sind 420 Mark. — „Ach du liebe Zeit! — Wo hat er nur das viele Geld her?“ — „Er ist dort drüben sehr reich geworden, und Ihr sollt es nun gut haben.“ —

„Ach, was ist an mir alten Frau gelegen. Aber, daß es ihm gut geht, o, das freut mich unmenschlich! Was schreibt mein Georg noch? Kommt er nicht bald selbst?“ — „Ihr könnt ja selbst den Brief lesen. Er schreibt: „Sollte meine liebe Mutter tot sein, so verwenden Sie gefälligst die kleine beiliegende Summe von hundert Dollars für Ihre Ortsarmen. Lebt sie aber noch, dann soll sie es auf ihre alten Tage gut haben. Ich komme dann selbst bald nach dem alten Lande.“ — „Ach, die Freude, die große Freude!“ rief entzückt die überglückliche Mutter.

Der Ortsrichter hatte das Geld auf den Tisch gezählt und ihr den Rat gegeben, keiner Seele ein Wort davon zu sagen. „Auch der Susanne nicht?“ fragte Mutter Binger. „Vorläufig nicht, behaltet das Geld, bleibt zu Hause und thut Eurem Körper etwas zu gute!“ Die Alte gehorchte und schloß das Geld in ihren Koffer ein. Täglich besserte sich ihr Zustand, und als sie ganz gesund war, ging sie jeden Sonn- und Festtag, von Suschen unterstützt, zum Gottesdienst. Das Wort Gottes hatte so mächtig auf sie gewirkt, daß sie innerlich eine ganz andere geworden war. — Sie lebte von nun an in ihrem kleinen Stübchen ruhig für sich hin, ging nicht mehr nach Almosen aus und kleidete sich reinlich. Ihr Liebling war Suschen, die sie nähen und stricken lehrte. — So war der Monat Oktober herangekommen. Mutter Binger hatte der Kleinen bunte Wolle aus der Stadt mitgebracht, damit sie ihrem Vater und ihrer Mutter ein Weihnachtsgeschenk stricken sollte. Suschen war auch schon damit ziemlich weit, als sie eines Tages zur bestimmten Stunde bei Mutter Binger nicht erschien. Die Alte sah zu wiederholten Malen zum Fenster hinaus, horchte oft, ob sich auf der Treppe nicht Tritte vernehmen ließen, doch umsonst.

Erst abends spät kam Suschen händeringend und weinend zur Mutter Binger und klagte ihr, daß Vater Hammer heute Mittag verunglückt sei, indem ein großer Stamm beim Holz-

fällen ihm auf beide Beine gefallen wäre. Man hätte ihn nach Hause gebracht und die Mutter wäre untröstlich. Der Arzt meinte, er könne die Beine einbüßen, und wir möchten ihn gern nach der Stadt ins Krankenhaus schaffen, aber woher das Geld nehmen dazu?

Die alte Frau überlegte einige Minuten, und es hätte nicht viel dazu gefehlt, so hätte sie Suschen wenigstens ein Viertel von ihrer Barschaft in die Hand gedrückt, aber sie hatte dem Ortsrichter versprechen müssen, nichts von dem aus Amerika gekommenen Gelde zu verwerthen. Sie unterließ es also und tröstete Suschen mit liebevollen Worten, indem sie das Kind auf das alte Sprichwort verwies, daß oft die Hilfe am nächsten, wo die Noth am größten ist. „Aber woher denn sollte uns Hilfe kommen?“ — fragte Suschen ungläubig. — „Vertraue auf Gott“ — erwiderte Mutter Binger, „sein Name ist „Wunderbar!“ — Suschen ging bald darauf trüben Sinnes heim. Nun überlegte Mutter Binger reiflich, wie und auf welche Art den braven Leuten wohl zu helfen sei. Kaum graute der andere Morgen, so kleidete sie sich an, schloß ihr Stübchen ab und ging auf die Landstraße, die nach der Stadt führte.

Steffen Hammer hatte in der Nacht einige Stunden geschlafen, und die Schmerzen waren nicht mehr so stark aufgetreten.

Der Arzt kam und schien ganz zufrieden. Als er die Beine besah, sprach er beruhigend: „Es läßt sich besser an, als ich glaubte.“ — Er machte seine Verordnungen und ging zu anderen Kranken. Aber die Mutter klagte zu Suschen: „Das ist alles schön und gut, aber wo das Geld hernehmen? — Ich hatte gestern den letzten Rest für Steuern und Schulgeld hingegeben. — Was soll man nun anfangen? Es geht auf den Winter zu, und der Mann wird, wenn es gut abläuft, vielleicht unter Jahr und Tag nicht auf Arbeit gehen können.“

Am selben Tage saßen die Kinder eben am Mittagstisch und verspeisten ihren Mehlbrei, als der Briefträger eine Anweisung auf sechzig Mark brachte. „Das ist nicht an mich!“ rief Steffen. — „Natürlich, es steht ja deutlich darauf: „An den Waldarbeiter Steffen Hammer, Baustwitz Nr. 99“ — erwiderte der Briefträger. — „Wenn auch, aber es muß ein Mißverständnis sein, nehmen Sie das Geld wieder mit —“ „Na, hören Sie, Sie sind aber ein pudelnärrischer Mensch! Andere wären froh, wenn ihnen so ein Glück in die Hände liefe, und Sie schlagen es aus! Das sollte nur der gute Freund wissen!“ — „Welcher gute Freund?“ — „Der Ihnen das Geld schickt, poß Bliß!“ schrie der Briefträger ganz entrüstet und hielt ihm die Postanweisung unter die Nase. „Da steht es klar und deutlich: Ein guter Freund, welcher nicht genannt sein will, schickt Ihnen sechzig Mark mit dem Wunsche, daß Ihre Beine bald geheilt werden möchten. Nun, was sagen Sie dazu?“ — fragte der Briefträger. Aber Steffen war eigensinnig, oder vielmehr von langsamem Verständnis. — „Nein, nein —“ rief er. „So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert.“ — „Und mir erst recht!“ — setzte der Briefträger ärgerlich hinzu. Steffen zweifelte immer noch an der Richtigkeit. „Ja,“ sagte er, „das ist alles ganz gut, aber ich muß mich doch erst erkundigen, ob ich das Geld annehmen kann, und jetzt kann ich nicht fort.“ — „Aber ich,“ — sagte die Frau, „ich gehe mit Ihnen, Briefträger. Der Ortsrichter wird es wohl wissen!“ — „Das glaube ich selber. — Wenn ich nur so einen guten Freund hätte, wie Sie, Steffen, nur ein einziges Mal —; doch ich muß jetzt fort. Gute Besserung, Steffen.“ Damit verließen beide das Stübchen. Es waren kaum fünfzehn Minuten vergangen, als Suschens Mutter mit freudestrahlendem Gesicht wieder ins Zimmer trat und zwanzig blanke Thaler auf den Tisch zählte. „Der Ortsrichter läßt dir sagen, das Geld ist mit Recht und gutem Gewissen dein Eigentum, er wüßte recht gut, wer der

gute Freund sei, der es dir schickt, er darf es nur nicht sagen!" rief sie fröhlich.

"Nun, wenn das so ist," meinte Steffen vergnügt, "da behalten wir es, und Gott mag es der guten Seele tausendmal vergelten!" — — — — —

So war Weihnachten herangekommen. Steffen hatte seine Beine zwar behalten, er fühlte aber, daß er nie mehr würde schwere Arbeit verrichten können, denn das eine Bein war ganz steif geblieben, und er konnte nur mit Hülfe zweier Stöcke einige Schritte gehen. Das Geld war auch darauf gegangen, und Suschens Mutter ging schon seit mehreren Tagen ganz betrübt herum. Das machte, das Weihnachtsfest nahte, und das Geld war so knapp bei Steffen Hammers Familie, daß man wohl nicht den Feiertagen irgend welchen Schmuck und Glanz geben konnte. Als der Vater gesund und kräftig gewesen war, da war Weihnachten immer ein großes Fest gewesen; die Kinder freuten sich sonst das ganze Jahr darauf, aber diesmal wußten sie wohl, daß sie zu Weihnachten nichts zu erwarten hätten. Sie waren zwar durchaus nicht mißvergnügt darüber, aber es schnitt der Mutter doch ins Herz, daß sie ihnen keine Freude bereiten konnte. — Ja, nicht einmal einen Christbaum konnte sie den Kindern bescheren. Darüber grämte sich Frau Hammer ungemein, und bisweilen, wenn sie allein war, weinte sie bitterlich. Einst kam Suschen dazu und weinte mit, denn in den Nachbarhäusern waren schon Vorkehrungen getroffen. Man trug Stollen, Puppen, Spielzeug u. s. w. in die Behausungen, und die lieben Geschwister sollten ganz leer ausgehen?! Das that ihr von Herzen wehe, aber dennoch bezwang sie sich, um ihren Schmerz nicht erkennen zu lassen und versuchte, die Mutter zu trösten. „Gieb dich zufrieden," sagte sie, „sind wir doch alle gesund und der Vater ist auch auf dem Wege der Besserung begriffen. Gott wird uns nicht verlassen. Er vergißt uns nicht, und hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nötig ist.

IV.

Der Amerikaner.

Es fing an zu dunkeln, und auf der Pfarre waren schon die Fenster hell erleuchtet. Sogar der arme Fließschneider, der schrägüber in dem kleinen Giebelstübchen wohnte, brannte Christlichter an. Da ließ sich ein Schellengeläute auf der Straße vernehmen und verhallte dicht am Hause des Waldarbeiters. Die Knaben waren neugierig ans Fenster getreten und schrien: „Ein vornehmer Herr ist ausgestiegen und kommt in unser Haus!“ — Frau Hammer öffnete die Thür und erstaunte nicht wenig, als am Arm des fremden Herrn die Mutter Binger eintrat.

„Guten Abend,“ sagte die gute alte Frau freundlich, „das hier ist mein Georg!“ — Da waren alle hoch erfreut und überrascht, den Amerikaner zu sehen, der ein stattlicher Herr war, von entschiedenem Benehmen und scharfen Blicken. Zunächst aber wandte er sich mit freundlicher Miene zu Susanne und dankte ihr für das Gute, das sie seiner Mutter gethan, welchen Dank Susanne bescheiden ablehnte. Er aber schenkte ihr ein goldenes Kreuz mit einer solchen Kette. Auf dem Kreuze war eingraviert: „Der Kleinen barmherzigen Samariterin Susanne Hammer zur Erinnerung an den 17. Dezember 1880“ (den Tag, an welchem sie Mutter Binger von dem Tode des Erfrierens gerettet hatte). Das Erstaunen über das wertvolle Geschenk war ein grenzenloses in der Familie Hammer. Bald aber pochte es wieder an der Thür, und es trat der Hausknecht des Gasthofes mit einem mächtigen Christbaum ein. Hatte der aber viel Lichter! War der herrlich aufgezinkt mit goldenen und silbernen Äpfeln und Walnüssen in goldenen und silbernen Netzen, Pfefferkuchen und Zuckerzeug in allerlei bunten Figuren! Und als die Lichter alle angezündet waren, da gab es eine strahlende Herrlichkeit, und die

größeren Kinder von Steffen Hammer sangen wie aus einem Munde: „Du lieber heil'ger frommer Christ, der für uns Kinder kommen ist, damit wir alle sollen rein, wie wahre Kinder Gottes sein!“

Das war eine himmlische Freude. Auch die irdische fehlte jedoch nicht, als noch allerlei Geschenke für jeden dazu kamen, besonders warme Kleidungsstücke und Schwaren. Der Großkrämer im nahen Flecken hatte dadurch gar ein gutes Geschäft gemacht. Dann ließ der Amerikaner einen kräftigen Grog brauen und begann seine wechselvolle Lebensgeschichte aus der „neuen Welt“ zu erzählen. Mutter Binger aber setzte eine große, dampfende Kaffeekanne und einen Teller Kuchen für die Kinder auf den Tisch. Das war ein schöner Christabend, und auf ihn folgten noch viele schöne Tage für die Familie Hammer, denn der Amerikaner war ein braver und ein kluger Mann. „Hört, Steffen,“ — sagte er einige Tage nach Weihnachten, „was ich sagen wollte; meine Mutter will ich nicht übers große Wasser mitnehmen. Sie taugt für drüben nicht. Aber hier im alten Lande soll sie eine Familie finden, wie Eure! Meine Mutter wird Euch ein Kapital zu mäßigen Zinsen leihen, damit könnt Ihr einen Holzhandel anfangen. Wenn Ihr gut thut gegen meine Mutter, bleibt das Kapital ungekündigt, verstanden! Ich werde hier für meine Mutter ein Haus bauen lassen, und wenn Ihr und die Eueren immer gut seid gegen meine alte Mutter, so könnt ihr mietsfrei darin wohnen. Meiner Mutter werde ich außerdem ein hypothekarisch angelegtes Kapital aussetzen. Die Zinsen erhält sie durch den Ortsrichter, dann kann sie ganz behaglich leben!“

So geschah es. Mutter Binger lebt heute noch fröhlich und guter Dinge. Steffen Hammer ist in seinen Verhältnissen ein wohlhabender Mann geworden und lebt glücklich an der Seite seiner braven Frau im Kreise seiner blühenden Kinder, von denen Suschen, die barmherzige Samariterin, die Krone ist.

Wigonda.

Erzählung aus dem Indianerleben von Karl Cassau.

Und die Treue, sie ist kein leerer Wahn.
Fr. v. Schiller.

In der Estancia Balbuera schien noch alles in den Armen des Traumgottes Morpheus zu liegen.

Ein schöneres Besitztum gab es kaum weit und breit. An der Grenze der Pampas und des fruchtbaren Landes gelegen, spiegelte das prächtige Herrenhaus seinen stattlichen Bau im See Guanacache, den die Indianer „das Auge der Pampas“ genannt haben. Ein prächtiger Garten, in dem die edelsten Gewächse Amerikas angebaut waren, mit schönen Bosquets von Esquinillos oder Stachelakazien, Pinheiros oder Brasilannen, Wachspalmen und am Seeufer von Algaroben — trennte den Herrensitz von den Wirtschaftsgebäuden. Indes, man lebte an der Grenze, und wilde Indianerstämme schweiften nicht selten aus ihren Gebieten bis hierher, deshalb war das ganze Besitztum mit einer zehn Fuß hohen Steinmauer umgeben. Die Schießcharten darin und die eisernen Spitzen darauf, die starken Thore von Schmiedeeisen und die festen Schutzvorrichtungen an allen Fenstern deuteten darauf hin, daß man einen Ansturm jener wilden Horden nicht für unmöglich hielt und auf eine Verteidigung eingerichtet war.

Eben ging die Sonne auf, als sich in den Stallungen Pferdegewieher vernehmen ließ; darauf erschien ein alter, graulöpfiger Neger und führte ein Reitpferd auf den Hof, öffnete das Hauptthor und that dann einen schrillen Pfiff.

Gleich nachher öffnete eine Schwarze eine der Seitenthüren des Herrenhauses und ließ einen Mann heraus, der klirrenden Schrittes auftrat und rief:

„Sol, hierher mit dem Hengst!“

Der Neger gehorchte. — Der edle Hengst, ein wunderbar schöner Schimmel, wieherte freudig auf, als er diese Stimme hörte und trabte schnell bis an die Thür, wo ihn der Reiter mit den Worten empfing:

„Corredor, mein gutes Tier, kennst du mich?“

Er streichelte das Tier und saß dann gewandt auf.

Sol, der Hausneger aber grüßte: „Möge die hl. Jungfrau schenken Massa Annibal einen guten Tag!“

„Dir auch, Sol!“ gab jener zurück, schnalzte mit der Zunge, und fort sauste das Tier, als ob es keine Last trüge.

Der Reiter war eine stolze Erscheinung, gekleidet in weite blaue Sammethosen, die mit dunklem Hirschleder besetzt waren und an den Seiten goldene Franzen aufwiesen, einer eben solchen goldbesetzten kurzen Jacke, einem schneeweißen Hemde und einer Purpurschärpe um die Hüften. Das Gesicht war edelgeformt und voll Schönheit, das dunkle Auge strahlte Mut und Kraft, das lockige Haar bedeckte ein blauer, goldbordierter Filzhut. Der unvermeidliche Poncho lag zusammengerollt auf der Kruppe des Schimmels. Im Halfter steckten Pistolen, daneben hingen Lasso und Bolo, im Gürtel blinkte eine lange, zweischneibige Machete.

Der Reiter, Don Annibal, erster Gaucho Don Enrico Valbueras und dessen rechte Hand, wie man zu sagen pflegt, wandte sich von der Estancia gen Süden und den Pampas zu. Zu beiden Seiten des Weges lagen sorgfältig bebaute Anpflanzungen und Versuchstationen, die indes Don Annibal wenig interessierten; das war Sache des Oekonomieinspektors; sein Reich lag draußen in den Corrales der Pampas, wo die ihm unterstellten Gauchos und Vacqueros bei den Mustangs und den Kindern weilten. Jetzt hörten die bebauten Flächen

auf; rechts zog sich ein Streifen des Pampasgebietes hin, links breitete sich eine steinige Fläche aus, welche el deserto genannt ward, ein wüstenartiger Strich Landes, grau und einförmig, hier und dort mit dichtem Gesträuch von Chagarals oder Mesquitogebüsch bewachsen, das mit größeren Flächen, welche vom Säulenfaktus bestanden waren, abwechselte, dazwischen tauchten auch Stachelakazien auf.

Don Annibal hatte das tausendmal gesehen und achtete kaum darauf; sein Auge schweifte nach rechts hinüber, wo am fernen Horizont blau, düstig und verwoben die Kette der Corbilleres de los Andes*) sichtbar ward.

Übrigens war der Morgen schön, und die sonst graue, verbrannte Pampas prangte im saftigsten Grün, denn man hatte die Regenzeit eben überwunden, nach welcher sich der üppigste Graswuchs schnell einstellt. Don Annibal ließ sein Auge über die Flächen vor sich schweifen, dann hielt er mit einem Ruck den Hengst an. Wie der Blitz war er aus dem Sattel und kniete an der Erde nieder, wobei er jeden Grassalm scharf musterte.

„Indianerspuren?“ rief er dabei verwundert auf spanisch. „Ohne Zweifel ist das der Abdruck eines Mokassins! — Da gilt es Vorsicht!“

Er war mit einem Satz wieder zu Roß und rief:

„Langsam, Corredor, mein Tier; dein Herr muß die Spur lesen!“

Er lüftete die Pistolenhalfter und blickte halb vom Pferde hängend starr auf die Erde.

„Diabolo!“ rief er plötzlich. Da ist ja die Spur!“

Hier begann die eigentliche Pampas, wo ein Bach, der weiter westwärts seinen Ursprung hatte, die Wüste durchschnitt. In einem dichten Guaya-Gebüsch, worin mehrere hohe Mauritiuspalmen auftraten, schien sich hier an der Grenze der Pampas

*) Deutsch: Kette der Kupferberge.

nochmals alle Zeugungskraft der Natur vereinigt zu haben, denn nach der einen Seite hin verlor sich der Blick im Grau des Steinbodens, während gegenüber die einförmige grüne Pampas sich ausbreitete. Im Gebüsch kletterten die Passiflora mit ihren schönen weißen Blüten hochauf, und ihr Gerank erfaßte sogar die Palmenspitzen.

In der Richtung dieses Dickichts verloren sich die Spuren. Annibal hielt deshalb gerade darauf zu. Jetzt war er nur noch ein paar Schritte vom ersten Gesträuch entfernt, als er die Spur deutlich zu wiederholten Malen an der Erde sah. Er zog beide Pistolen und brauchte nicht mehr zu suchen: Kampfgetöse erschallte ihm entgegen und eine wunderliche Scene spielte sich vor ihm ab. In einer kleinen Lichtung des Gebüsches lag ein weiblicher Jaguar tot niedergestreckt, unter einer großen Hutpalme aber kämpfte ein zweiter, jedenfalls das Männchen, mit einem hochgewachsenen Indianer, der verwundet und nur mit dem Messer kämpfend, sich noch schwach der wütenden Bestie erwehrte.

Corredor schaute und sträubte die Mähne, aber Annibal gab dem Tiere die Sporen und zielte nach den Augen des stuhenden Raubtieres. In der nächsten Sekunde knallte die Doppelpistole zweimal; der Jaguar that einen mächtigen Sprung und stürzte dann vor den Hufen des stampfenden Hengstes nieder.

„Ruhig, ruhig, mein Tier!“ gebot Annibal und bemerkte nun, daß der Indianer, vom Blutverlust ohnmächtig geworden, unter der Palme zusammengebrochen war. Annibal steckte die Pistole in den Gürtel zu der ersten, sprang vom Pferde, lief zum Bache und holte in seinem Hute Wasser herbei, womit er des Häuptlings Gesicht bespritzte, so daß dieser die Augen aufschlug. Ein Blick fiel auf Annibal, ein zweiter auf den toten Jaguar, dann richtete sich der Wilde ächzend auf und sagte im reinen Spanisch:

„Der weiße Gaucho ist ein guter Schütze; er hat durch seine Kunst Wigonda das Leben gerettet!“

Annibal lächelte:

„Der rote Häuptling ist in Sicherheit! — Will er trinken?“

Jener nickte und that nun, als Annibal ihm das Wasser reichte, einen langen Zug, dann erhob er sich vollends, und Annibal bemerkte jetzt, daß der linke Arm des roten Kriegers schlaff herabhäng und zerfleischt war; das helle Blut tropfte in Masse herab. Er deutete deshalb auf das verwundete Glied und fragte:

„Der rote Häuptling ist schwer verwundet?“

„Uff, ja!“ entgegnete jener. „Als der Häuptling den ersten Jaguar erlegt hatte, sprang das zweite Raubthier von der Palme herab und auf meinen Arm. Meine Büchse war abgeschossen, das Messer aber reichte nicht bis zum Herzen der großen Katze!“

Damit schob er ein Täschchen herum, welches an seinem Gürtel hing, nachdem er das Messer vor sich in die Erde gestoßen, und holte indianisches Verbandszug daraus hervor. Dann gurgelte er tiefstönig: „Versteht der weiße Mann etwas von der Medizin des Heilens?“

Annibal nickte und half dem Häuptling das lederne Jagdhemd am Arme aufstreifen, dann wusch er die Wunde aus und half sie verbinden. Zum Glück war ein Knochenbruch nicht vorhanden, dagegen schien eine Sehne verletzt zu sein, denn der Indianer konnte den Arm nicht bewegen. So konstruirte Annibal nun eine Schlinge aus Bast, welchen jener bei sich trug, und hob den Arm hinein. Es war die höchste Zeit gewesen, denn die Rothhaut ward zum zweiten Male ohnmächtig, erholte sich dann aber schneller als vorhin.

Annibal hatte jetzt Muße, den roten Mann zu betrachten. Derselbe war in das oben genannte, buntbesetzte Jagdhemd und in hirschleberne Weinkleider gehüllt, war groß und schlank und

hatte ein gar edles Gesicht. Die straffen, blauschwarzen Haare waren oben auf dem Kopfe zu einem Knoten verschlungen, in dem die Federn des Adlers steckten. Der Mantel von Guanacofellen lag halbzerrissen neben der Büchse auf der Erde.

Als sich der Wilde erholt hatte, reichte er seinem Retter die Hand und sagte in den tiefen Kehlstönen der Indianer:

„Wie nennt sich mein weißer Freund, daß ich seinen Namen rufe, wenn ich zu Manito, dem Vater der roten Kinder, stehe?“

Annibal lächelte:

„Ich heiße Annibal und bin bei dem Auge der Pampas zu Hause!“

Der Indianer erhob sich, nahm seine Waffen an sich und entgegnete dann:

„So sei er Wigondas Freund!“

„Ich bin's, Häuptling!“ versetzte Annibal warm. „Was aber führt den Häuptling hierher?“

Wigonda sah nach der Sonne, deutete dann auf die beiden Jaguare und sagte:

„Nehme mein weißer Freund eins der Felle, und während wir die Ragen abhäuten, will Wigonda erzählen, daß er keine Zeit verliere; er hat einen weiten Weg!“

Damit kniete er nieder und wußte trotz des kranken Armes das Raubtier schnell abzuhäuten. Annibal folgte seinem Beispiele und machte sich an den anderen Jaguar.

Während dieser Arbeit erzählte Wigonda im singendgurgelnden Tone:

„Wigonda ist das Haupt der Chiquitos, die am Fuße der Kupferberge wohnen. Er war mit zwei Gefährten vor elf Sonnen aufgebrochen, um in San Juan Munition zu kaufen, als er Spuren von Feinden entdeckte, die er verfolgte!“

„Nennst du die Weißen deine Feinde, Häuptling?“ entgegnete Annibal aufblickend.

Der Chiquito schüttelte das Haupt und erwiderte:

„Wigonda und sein Stamm haben unter den Weißen keine Feinde; zwischen ihnen ist das Kriegsbeil vergraben!“

„So sind es Rothhäute?“

„Du sagst es!“

Annibal nickte und warf dann hin: „Ihr roten Kinder Amerikas seid doch sonderbare Räuze; anstatt zusammenzuhalten, schlachtet ihr euch gegenseitig ab, bis nichts von euch übrig bleibt!“

Der Indianer zuckte die Achseln: „Mein weißer Freund höre und urtheile dann! — Die Chiquitos waren einst der mächtigste Stamm zwischen den Kupferbergen und dem großen Strome, den wir roten Kinder Manitos den ‚Vater des Oceans‘ nennen. Die Moros waren unsere Nachbarn. Aber der böse Geist hatte ihnen den Neid in das Herz gepflanzt. Als Wigonda noch kein Jüngling war und Chiquitos auf der Jagd nach Büffel und Mustangs in die Prärien und Pampas gezogen waren und nur wenige Krieger, Greise und Kinder in unserem Dorfe zurückgeblieben, da brachen sie über uns herein, erschlugen unsere Squaws, töteten Greise und Kinder, skalpierten die Krieger und raubten unsere Herden! Wigondas Mutter und Brüder bluteten unter dem Tomahawk ihres Häuptlings, den die Moros el Zapato, den Schuh, nennen, weil er keine Mokassins trägt. Seit dieser Zeit sind die Chiquitos und Moros Blutsfeinde! Doch Manito verbarg sein Angesicht vor den Chiquitos, die Moros vernichteten unseren Stamm fast; Wigonda hatte sich mit einigen Knaben und Jünglingen gerettet. Sie schwuren el Zapato ewige Rache! Jetzt, nachdem sich der Stamm gekräftigt hat und Wigonda zum Häuptling ausgerufen ist, sucht er el Zapato, um den Mörder seiner Mutter zu strafen!“

„Hm,“ meinte Annibal, „das ändert die Sache, Häuptling! Und du hast hier Spuren der Moros entdeckt?“

Der Häuptling war mit seiner Arbeit fertig, er hob das

zell auf, wischte sein Messer im Grase ab und entgegnete aufstehend:

„Mein weißer Freund möge sich hüten, ich fand die Spuren el Zapatos in der Nähe der Wigwams drüben bei den Corrales; die Moros sind arge Pferdediebe!“

„Diabolo!“ brummte Annibal. „Doch sie mögen kommen, sie werden sich blutige Köpfe holen!“

„Wigonda lächelte: „El Zapato ist wie der Jaguar und kommt schleichend bei der Nacht! Mein Bruder blicke hinab zum Wasser! Was sieht er dort?“

Annibal warf einen Blick aus dem Dickicht dorthin, wohin des Indianers Finger deutete, und rief dann:

„Was sehe ich? Mein Lieblingsfüllen!“

Wigonda nickte:

„Der Feuerball des Ostens war hinter den Bergen verschwunden, als Wigonda die Spur in der Nähe Cures Corrales aufgab. Seine jungen Krieger sind jenseit des Wassers, um eine zweite Spur zu verfolgen. Da hörte Wigonda den Jaguar. Er hatte dein Füllen getötet und trug es fort, deine Vacqueros aber hörten ihn nicht! So kann Euch auch el Zapato überraschen, wenn Manito sein schwarzes Gewand über die Erde breitet! Als der Feuerball aufging, folgte Wigonda dem Tiere, bis vor einer Weile mein Bruder mir das Leben retten konnte: Wigonda fand statt einer Kaze zwei! Ich werde es dir aber nie vergessen, weißer Freund! Will aber der weiße Mann die Spuren el Zapatos sehen, so folge er mir!“

Er zog den Gürtel fester an und schritt davon. Annibal holte sein Pferd schnell herbei, schwang sich auf und folgte, bis beide in die Nähe des ersten Corrales gelangten.

Hier herrschte ein reges Leben! Wiehern tummelten sich in den Umzäunungen viele Mustangs! Vor den Thüren der primitiven Stallungen erschienen Gauchos und Vacqueros; große Karren mit fleisch gehauenen Mais wurden entladen; alles war Leben und Thätigkeit!

Der Häuptling führte Annibal bis fast an die Umzäunungen, an der er das halbzerquetschte Blatt einer Aloe aufhob.

„Was sieht mein Bruder an diesem Blatte?“

„Es ist zertreten!“

„El Zapato!“ murmelte Wigonda. „Hier ist der Abdruck eines Schuhs!“

Annibal war abgestiegen und hatte sein Pferd einem Gaucho übergeben. Er schüttelte den Kopf und fragte:

„Woraus schließt mein roter Freund, daß es el Zapatos Spur ist?“

Der Indianer winkte und schritt, ohne sich an die überraschten Gesichter der Wächter zu kehren, bis zu dem vorher erwähnten Bache, der hier in seinem oberen Laufe den Corral schnitt, worin man ihn zu einem breiten Becken künstlich erweitert, aus dem die Mustangs zu trinken pflegten. Hier deutete er auf eine Stelle und sagte:

„Was erblickt der weiße Mann?“

Annibal bückte sich und sagte dann:

„Diabolo, das sind Mokassinabdrücke und hier ein Schuh!“

„El Zapato!“ murmelte Wigonda. „Er hat deine Corral umlauert! — Doch Wigonda hat zu eilen! Mein Bruder bleibe unter dem Schutze des großen guten Geistes! Er lebe wohl!“

Er reichte Annibal die Hand und verschwand in nördlicher Richtung in den Pampas.

Annibal stand noch lange sinnend an derselben Stelle, dann rief er alle Gauchos und Vacqueros zu einer Beratung zusammen.

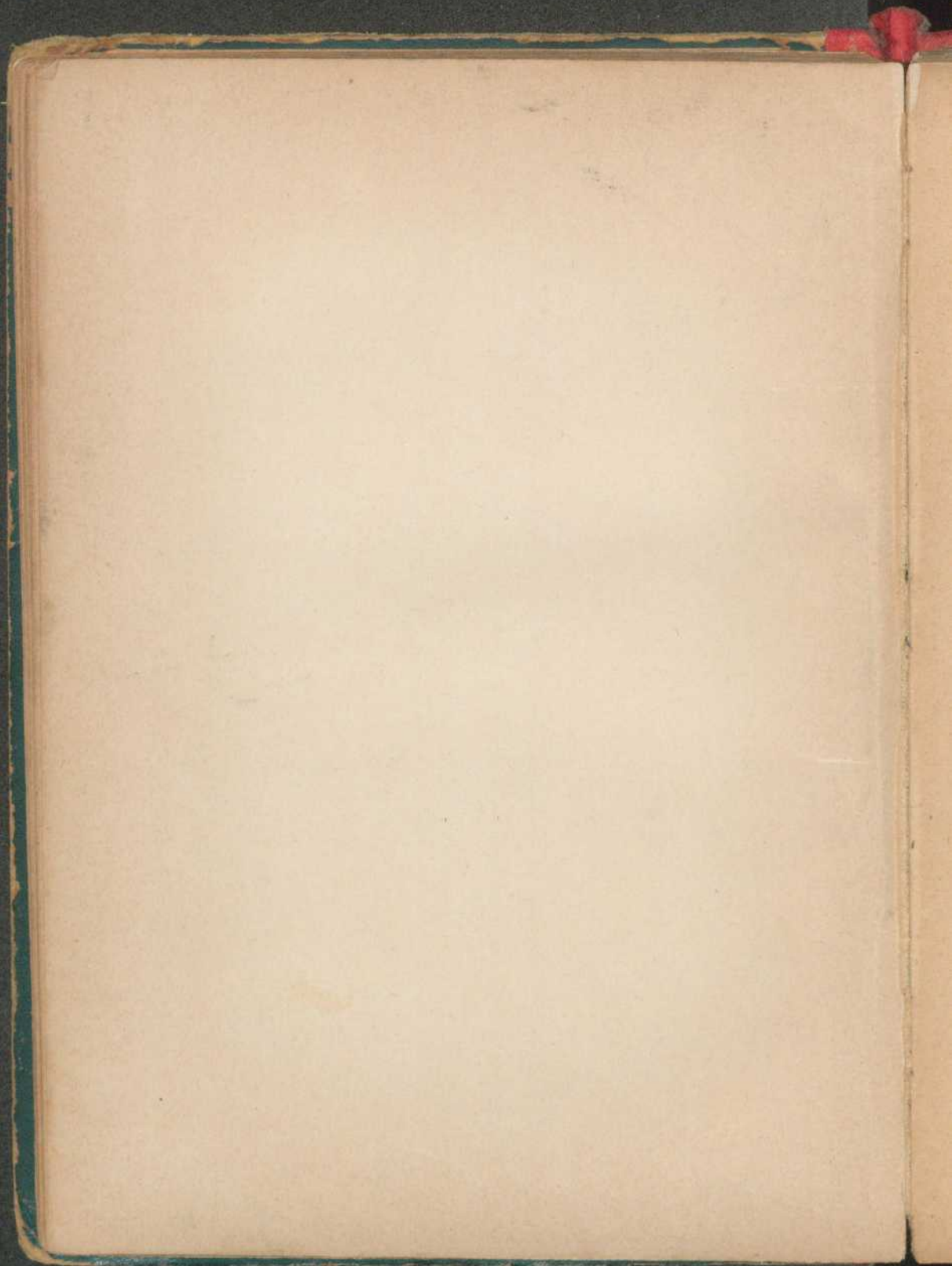
Es mochte an demselben Tage etwa um 3 Uhr nachmittags sein.

„Sol, der Hausneger, stand vor der offenen Gitterpforte der Estancia Balbuera, als er plötzlich vier Reiter daher und



Wigonda.

Seite 48.



auf die Estancia zutreten sah. Eilig lief er ins Haus und berichtete es Don Enrico, dem Hausherrn, und stürzte dann wieder hinaus, um den Absteigenden behilflich zu sein. Die vier Reiter waren Don Manuel de los Vallos, sein Sohn Juarez, sein Vetter Don José und der Hofmeister des Knaben, Sennor Lopando. Der Hausherr hieß alle willkommen, Sol aber mußte mit Hülfe eines zweiten Dieners die Pferde unterbringen.

Unter der Veranda wandte sich Juarez nochmals um und sagte:

„He, Alter, warte meinen Bailar auch gut ab, ich bitte dich!“

Sol grinste:

„Don Juarez sollen mit Sol zufrieden sein! Sehr gutes Pferd, der Bailar, Massa Juarez!“

Der Knabe, eine stolze Erscheinung, nickte und eilte dann den übrigen nach. Diese waren während der Zeit in den kühlen Speisesaal getreten, wo man Platz nahm, indes die Diener die Tafel ergänzten. Hier begrüßte auch Donna Stefania, die Gattin des Hausherrn, und seine Tochter Adelaide die Ankömmlinge.

Don Manuel war sehr heiterer Laune, überbrachte Grüße von seiner Gattin und berichtete das neueste aus San Juan, wohin er vor zwei Tagen gewesen.

Nun begann das Mahl.

Daselbe erlitt aber eine Unterbrechung, als Sol hereintrat und Don Enrico etwas ins Ohr flüsterte, worauf der Hausherr sich erhob und hinausging.

Als er nach einer Weile zurückkehrte, war er ernst und sagte:

„Apropos, amico, mein erster Gaucho, Sennor Annibal, ein gewiegter Mann, hat Spuren von Rothäuten bei meinen Corrales entdeckt! Wir müssen vorsichtig sein!“

„Ah bah,“ meinte darauf Don Manuel, „Pferdediebe

es gilt den Mustangs! — Gut nur, daß diese roten Schurken so feige sind!"

"Ich möchte ihre Bekanntschaft einmal machen!" prahlte Don José, der bisher kein Wort gesagt hatte.

Sennor Lopando aber schüttelte den Kopf. Don Enrico bemerkte es und nahm nun wieder das Wort:

"Es sollen Moros sein! Diese sind bekanntlich die verschlagensten aller argentinischen und bolivianischen Rothäute! So harmlos halte ich also die Sache nicht!"

Don Manuel hatte dem Weine schon zugesprochen. Er stieß mit den Damen an und sagte galant:

"Ihre Gesundheit, Sennoras!"

Dann wandte er sich an Don Enrico:

"Ob Moros oder Puelchen, amico, feig ist das Gesindel stets! Ich habe selbst einmal Bekanntschaft mit den Moros gemacht. Es ist folgende Geschichte." — Er lehnte sich in den Sessel zurück und fuhr dann fort:

"Es war vor einem Jahre, als Suarez' Bailar von unserem Gaucho Padrillo zugeritten in meine Estancia geführt ward. — Der Teufel mag wissen, wie die Schlingel zu uns gekommen, kurz, mir ward gemeldet, daß man Indianerspuren bei der Estancia entdeckt. Wir gaben also genau acht und — erwischten eines Tages eine Rothaut, welche, um ihre Spuren argloser zu machen, Schuhe trug!"

"Und was begannst Ihr mit dem Diebe?" fragte Don Enrico, "denn ich nehme an, daß der Besuch Bailar gegolten?"

Suarez nickte, Don Manuel aber entgegnete:

"Was ich that? Ich ließ den roten Schuft auf den Boden schnallen und ihm fünfundzwanzig mit der Sklavenpeitsche aufzählen. Dann wurde ihm bedeutet, daß sein nächster Besuch unserer Stallungen ihm den Hals kosten würde!"

Don Enrico blickte sinnend vor sich nieder und sagte dann:

"Ihr habt Euch damit, amico, einen Feind gemacht, der

Euch nie vergeben wird, was ihm geschehen, obwohl es ganz in der Ordnung ist; die Moros gelten für sehr rachsüchtig!"

"Das kümmert mich wenig, Freund Enrico!" lachte aber Don de los Valles. "Wie ist es, mein Bester, reiten wir einmal nach den Corrales hinaus? Meine Gattin ist begierig auf den ihr zugesagten Zelter unter Euren Mustangs!"

"Es ist ein vorzügliches Tier!" erwiderte Don Enrico. "Sol," rief er dann, "sage Sennor Annibal, daß wir ihn draußen zu finden hoffen!"

Sol fletschte die weißen Zähne:

"Wie Massa befehlen, Sol fliegen wie die Wind!"

Damit war er hinaus, und das Gespräch drehte sich um andere Gegenstände.

Nach aufgehobener Tafel lustwandelte man im Garten, Suarez aber schlich in den Pferdestall, um die edlen Köpfe des Estancieros zu besichtigen. Dabei murmelte er:

"Mein Bailar ist doch besser!"

Sol, der ihn begleitete, lächelte und sagte dann:

"Darf Sol Massa etwas sagen?"

Suarez wandte sich um:

"Rede, du Wollkopf!"

Da grinste Sol und meinte:

Bailar sein ein schönes Pferd, aber Sennor Annibal reiten der Corredor, der schnellste von aller Rasse weit herum!"

"Nicht möglich!" meinte Suarez. "Wir werden eine Probe machen!"

Damit eilte er wieder zur Gesellschaft.

Die Damen zogen sich eben zur Siesta in ihre Gemächer zurück, die Sennores aber riefen nach den Pferden. Eine Viertelstunde darauf jagte die ganze Kavalkade den Weg zu den Corrales hinaus, den wir zu Anfang der Erzählung kennen gelernt haben. Bei den Corrales selbst empfing sie Annibal, auf dessen Pferde jetzt das erbeutete Jaguarfell an Stelle der Satteldecke prangte.

Alle bewunderten die schöne Beute. Während nun Annibal die Geschichte des Morgens zum besten gab, führte er die Herrschaften zum zweiten Corral, der weiter in die Pampas hinein lag und an den Ufern eines kleinen Sees, den der Bach hier bildete. Er wurde *el speculo* genannt, der Spiegel. Hier hausten die besten Mustangs im wildesten Urzustande. Schnaubend, die Mähnen sträubend und mutig ausschlagend sprengten die Tiere beim Anblick so vieler Menschen davon, Annibal aber deutete auf ein milchweißes, nur an den Hufen schwarzgelecktes Tier und sagte:

„Seht, *Don de los Vallos*, das ist der Zelter!“

Der Angeredete nickte:

„In der That, ein zierliches Pferd!“

Annibal war jetzt ganz in seinem Element. Rasch wie der Blitz hatte er die Umzäunung mit Corredor übersprungen, grazios balancirte er in der Rechten den Lasso, dann schoß sein Hengst den flüchtigen Rossen nach, der Lasso sauste durch die Luft und umschlang den Hals des weißen Mustangs, so daß er plötzlich niederstürzte, indem Corredor rückwärts ging. Sogleich waren vier Gauchos zur Hand, die Lassos flogen in Schlangenlinien, und die schlagenden Hufe des wütenden Tieres waren gefesselt. Nun ließ Sennor Annibal dem hilflosen Tiere Zaun und Gebiß anlegen, dann wurde ihm der Sattel angeschnallt. Jetzt lockerten sich die Lassos an den Beinen und das Tier sprang auf. Im Nu aber saß Annibal, der Corredor hatte fortführen lassen, im Sattel, ergriff die Zügel, hieß den Lasso am Halse lockern, und hoch auf sprang das edle Tier. Jedoch der Reiter saß fest. Nun folgten Schläge nach hinten, dann Sprünge nach vorn, so daß der Mustang oft kerzengerade auf den Hinterbeinen stand, aber der Reiter saß so fest, als sei er mit dem Rosse verwachsen. Der Mustang schüttelte sich vor Zorn und — warf sich dann auf die Erde, Annibal aber stand schon vor ihm sicher auf dem Grunde und saß wieder im Sattel, sobald er sich erhob. Da machte das

edle Pferd einen kolossalen Sprung, setzte über die Fenz des Corrales hinweg und jagte in die Pampas hinaus, als sei es toll. Annibal sah fest, winkte den Sennores graziös zum Abschiede zu und war ihren Augen entschwunden, ehe man zehn zählen kann. Die Herren drehten sich gemächlich eine Cigarette, zündeten sie an und blickten in die Ferne. Don Enrico sah nach der Uhr und meinte:

„In einer halben Stunde wird er mit dem gebändigten Tiere zurückkehren, denn dieses Gebahren des Zelters ist nicht von Bestand, no del todo — keineswegs! Besehen wir indes die übrigen Tiere!“

Sennor Popando zeigte auf die Schaumflocken, welche den Weg bezeichneten, den Sennor Annibal genommen; teilweise waren diese Flocken blutig.

„Der Gaucho hat die Sporen nicht geschont!“ lachte der Estanciero. „Desto zahmer wird das Tier!“

Man umschritt den Corral, geriet in ein sehr lebhaftes Gespräch über die Tugenden edler Pferde und hatte kaum den Eingang wieder erreicht, als Annibal auch schon im gemächlichen Schritt zurückkehrte: Der Mustang gehorchte Zügel und Sporen.

Die Herren klatschten vor Vergnügen in die Hände, Sennor Annibal verbeugte sich voll Würde, übergab das Tier einem Gaucho zum Füttern und Abputzen und reinigte sich selbst von den Spuren des tollen Rittes. Nun dachte man an die Heimkehr; Annibal schloß sich der Kavalkade an.

Auf diesen Augenblick hatte Juarez voll Begier bereits gewartet; rasch drängte er Bailar an Corredors Seite und begann nun:

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, Sennor Annibal!“
Annibal verbeugte sich leicht.

„Sie reiten ein vorzügliches Pferd!“ fuhr der Knabe fort.
„Aber ich glaube, mein Bailar ist doch schneller!“

Der Gaucho lächelte:

„Das käme auf eine Wette an!“

„Ich bin dabei!“ entgegnete Juarez de los Vallos stolz, denn er hatte echt spanisches Blut in seinen Adern. Einer Wette aber geht ein echter Spanier nie aus dem Wege. „Wetten wir um fünf Milreis!“

„Buono!“ lachte Annibal. „Eine kurze Strecke nützt aber nichts! Sehen Sie dort im Westen den kleinen Hügel mit den hohen Wachspalmen? Ich schlage ihn als Ziel vor!“

„Angenommen!“ nickte Juarez. „Also vorwärts, Sennor! Eins, zwei, drei!“

Und sie sausten davon.

„Aha,“ lachte nun Don Enrico, „die beiden probieren die Schnelligkeit ihrer Tiere! Teufel, der Bailar ist doch vorzüglich! Vorwärts, Corredor, oder er schlägt dich!“

„Nein, nein,“ rief jetzt Sennor Lopando dazwischen, „Bailar geht durch!“

„Unsinn!“ erklärte aber Don José.

„Sie haben recht!“ bestätigte jedoch Don de los Vallos.

„Wir müssen ihm nach!“

„Keine Sorge,“ meinte dagegen Don Enrico, „sehen Sie nicht, Sennores, daß Don Annibal schon umlenkt? Er wird Bailar den Weg abschneiden!“

Die Kavalkade spornte trotzdem die Rosse an, aber dahin schoß Bailar mit dem Knaben, der den Zügel verloren hatte, sich aber jetzt an der Mähne hielt. Bald war er den Blicken aller entschwunden.

Annibal dagegen suchte Bailar den Weg abzuschneiden, es gelang ihm aber nicht, denn der Hengst, jetzt wütend und ängstlich, wandte sich nach Norden. Hinter einem Haufen Braßiltannen, die auf einer schmalen Sandzunge, mitten in die Pampas hineinlaufend, sich erhoben, verschwanden Pferd und Knabe. — Der Gaucho hatte einen langen Bogen zu machen, ehe er das Gebüsch und die Tannen erreichte. Sobald er Pferd und Reiter wieder zu Gesicht bekam, stockte ihm das

Blut in den Adern! Vor der Baumgruppe nämlich hielten Indianer zu Pferde. Sie hatten in einem Halbkreise so Aufstellung genommen, daß das rasende Pferd ihnen nicht entkommen konnte. Jetzt stießen sie ein wildes Kriegsgeschrei aus. Einige hielten Bailar, andere rissen den Knaben herab, fesselten ihn und banden ihn auf eins ihrer Rosse. Dagegen bestieg der Häuptling, kenntlich an den Federn in der Stalpflocke, Bailar! Hoch schwenkten sie ihre langen Speere, gellend erklang wieder das Kriegsgescheul, dann wandten alle um und jagten in westlicher Richtung davon. Als Annibal den Platz erreichte, sah er die Flüchtigen in weiter Ferne in der endlosen Pampas! — — —

Es war für den Gaucho ein trauriger Auftrag, Sennor de los Vallos den Raub seines einzigen Sohnes melden zu müssen.

Don Manuel war außer sich, Don José prahlte von Rache und Wiedervergeltung, Don Lopando aber erklärte:

„So wie wir sind, Sennores, kann die Verfolgung zu nichts führen! Einmal sind wir nicht genügend an Zahl, zweitens fehlen uns Waffen und drittens haben wir keine Lebensmittel bei uns!“

„Ganz meine Meinung, Sennores!“ nickte der Gaucho. Wir müssen unsere Vacqueros ausbieten und gut gerüstet sofort aufbrechen! Wenn es Ihnen recht ist, Sennor Valbueras, so übernehme ich die Führung!“

„Ja, ich bitte Sie sogar darum,“ erklärte dieser.

„Und ich,“ setzte Don Manuel weinend hinzu, „verspreche Ihnen tausend Milreis, wenn Sie mir meinen Juarez wieder-schaffen!“

So kehrte die Kavalkade traurig nach der Estanzia zurück, Don Lopando aber eilte nach der Heimat, um zehn Vacqueros und Gauchos von der eigenen Estanzia an den Sammelplatz, wo der Raub geschehen war, zu führen.

Zwei Stunden später zogen die Herren aus der Estanzia Valbueras gut bewaffnet und verproviantiert aus. Sol, selbst gut beritten, führte ein Saumroß mit Proviant, Wasser und einem Zelte beladen, am Zügel.

Jetzt begab sich der Gaucho zu ihm:

„Hast du alles richtig im Corral bestellt, Sol?“

Der Neger zeigte die blendendweißen Zähne und entgegnete:

„Massa Annibalo können sich auf altes Neger verlassen! Sennor Velasquez werden mit einer Duzend Vacqueros und Gauchos am Platz sein!“

„Dann ist es gut!“ lautete die Antwort, und stillschweigend ritt der kühne Mann wieder an die Spitze des Zuges.

Schon war man dem Orte des Überfalles nahe, als Don Manuel besorgt ausrief:

„Ich sehe nicht einen einzigen Reiter!“

„Ich auch nicht!“ bestätigte Don José.

„Diabolo,“ meinte da Don Enrico, „und ich bemerke deren drei!“

Er setzte das Glas an das Auge und rief:

„Es sind Rothäute! Sollten uns die Räuber erwarten, um mit uns zu kämpfen, oder gar, um über die Herausgabe des Geraubten zu unterhandeln?“

Aber Sennor Annibal lächelte spöttisch, indem er entgegnete:

„Es sind keine Räuber, gnädiger Herr! Etwas Besseres konnte uns gar nicht begegnen! Es ist Wigonda mit seinen beiden Kriegern!“

„Wer ist Wigonda?“ fragte Don Manuel mißtrauisch.

„Ich verachte alles, was Rothaut genannt wird!“

Der Gaucho schüttelte mißbilligend den Kopf:

„Das ist zu weit gegangen, Sennor! Dieser Chiquito wird uns mit seinem Scharfsinn sehr wichtige Dienste leisten können! Behandeln wir ihn ja, ich bitte, respektvoll!“

Der Haciendero murmelte etwas in den Bart, was niemand verstand, Don José aber lächelte höhnisch.

Wie es Annibal gesagt, so war es. Wigonda begrüßte die Kavalkade mit der Gemessenheit aller Indianer, dann wandte er sich an Annibal:

„Mein weißer Freund, so errate ich, ist auf dem Kriegspfade?“

„Woher weißt du das, Häuptling?“ entgegnete der Gaucho. Der Chiquito lächelte:

„Mein weißer Freund erinnert sich, daß meine jungen Leute el Zapato's Spur verfolgten? Sie fanden die Moros zu zweimal zwölf am Rio flavo, eine halbe Tagereise von hier, ein Teil aber zog mit el Zapato hierher! Meine Krieger sahen dann, wie ein weißer Knabe von ihnen geraubt und entführt ward! Nun hatte Wigonda eben die Spur seines Feindes gefunden, als der „Jaguar“ und „die schlanke Vinse“, seine beiden tapferen Krieger, hier zu ihm stießen und ihm sein Pferd zuführten! Er denkt sich, daß die Weißen den hübschen Knaben den Manito verderben wolle, wieder zu entreißen wünschen!“

„Du hast es erraten! Willst du uns darin beistehen?“

Der Indianer entgegnete feierlich:

„Bei Manito! Wigonda kann freilich nur einen Arm gebrauchen, aber seine Augen sind scharf wie die des Adlers, sein Kopf kennt alle Listen der Moros! Er wird Euch führen!“

Don Enrico nickte und reichte der ehrlichen Nothaut die Hand, Don Manuel folgte zögernd seinem Beispiele, dann ging es der Unglücksstelle zu.

Hier harrete ihrer bereits Sennor Lopando mit zehn bewaffneten Männern, welche die Herren ehrfurchtsvoll begrüßten, darauf sprengte auch der Gaucho Velasquez mit neun tüchtigen Vacqueros herbei.

Der Jaguar und die schlanke Vinse erhielten von Wigonda leise einen Auftrag und jagten davon, dann ordnete sich

der Zug der Rächer; Annibal und Wigonda ritten an der Spitze, Sol machte den Beschluß des Haufens.

Zwei Stunden lang war man scharf geritten, ohne ein Wort zu sprechen. Die Spur brauchte nicht gesucht zu werden, sie lag offen vor aller Blicke da, so lange man in den Pampas weilte. In dem von der Sonne noch nicht verdorrten Grase konnte jedermann die Lücke sehen, welche die zahlreichen Pferdehufe getreten hatten. Nur einmal bückte sich Wigonda von seinem Mustang fast auf die Holzsteigbügel herab, als er die zwei Worte flüsterte:

„El Zapato!“

Annibal nickte verständnisvoll.

Noch waren die beiden roten Krieger nicht zurückgekehrt; Wigonda schien sich nicht darum zu sorgen, wohl aber warf er dann und wann einen Blick gen Himmel empor. Dieser, der bisher tiefblau erschienen, ward jetzt gelblich grau, und die Sonne bekam einen fahlen Schein. Wigonda schaute öfter besorgt nach dem Horizont, denn nichts als Pampas lag vor den Reitern da. Hier und dort mußten große Bogen gemacht werden, weil riesige Kaktusfelder sich mitten in der Grasebene ausbreiteten, welche kein Pferdefuß ohne Gefahr betreten kann. Wieder war eine Stunde verflossen, es mochte 5 Uhr des Nachmittags sein; die Sonne brannte heißer, ihr Schein war noch falber als vorher, die Luft drückend und dick, als breite sich ein feiner Nebel in den oberen Luftschichten aus. Wigonda nickte befriedigt, als rechts an den Reitern ein Sandstreifen auftauchte, der von Osten her in die Pampas einschneitt. Er flüsterte Annibal zu:

„Die verlassene Hacienda! Ein Tornado würde uns sonst getroffen haben!“

„Ein Tornado, jetzt?“ fragte Annibal ungläubig. „Und hier in den Pampas?“

„Er kommt von Sonnenaufgang!“ antwortete Wigonda. „Es wird Zeit!“

Der Landstrich, welcher Bebauungsversuche aufwies und eine verlassene Estanzia trug, verbreiterte sich. Wigonda hielt gerade auf das öde Gebäude zu. In diesem Augenblicke erhob sich ein dumpfes Sausen und Brausen in der Luft, die Sonne verfinsterte sich, ein heulender Windstoß folgte, dann riesige Donnerschläge und hierauf ein Wutgeheul des Sturmes, daß die Pferde hoch aufbäumten. Aber schon sprang Wigonda ab, die andern folgten seinem Beispiel und zogen schnell die Kasse in das leere Gebäude, welches aber weder Thüren noch Fenster hatte, zum Glück jedoch noch ein Dach besaß. Inzwischen tobte der Tornado vorbei, Blitz und Donner folgten unaufhörlich dicht hintereinander, und unendlicher Regen goß herab, womit die Gewalt der Elemente sich allmählich zu beruhigen schien.

Wigonda hatte zwei mitgeführte Fackeln anzünden lassen und suchte die Pferde zu beruhigen, welche mehrere Male auszubrechen drohten, um ins Freie zu gelangen; sie wären verloren gewesen!

Als es heller ward, erklärte Don Manuel de los Vallos:

„Es ist der furchtbarste Sturm, den ich je erlebt; wenn mein Suarez von ihm betroffen wäre! Wo mögen die räuberischen Hunde mit dem Kinde nur weilen?“

Wigonda trat zu ihm:

„Sennor,“ sagte er sanft, „die Moros sind zu weit, als daß der Tornado sie erreicht hätte; seid ohne Sorgen! Jetzt gilt es nur, die vom Regen verwaschene Spur wiederzufinden, denn wir sind nicht fern vom Rio flavo!“

Auf den Rat Wigondas wurden die Pferde erst getränkt und gefüttert, dann saß man wieder auf. Inzwischen hatte sich der Himmel geklärt, die Sonne lachte wieder hell wie vorher, und als man den letzten Streifen der Pampas durchritt, erblickten die Reiter hier und da den mehr als drei spannenlangen Frosch, Pipa genannt, welcher dumpfe Töne von sich giebt. Dann folgte ein Streifen besseren Landes, in dem sich

hohe Mauritiuspalmen erhoben, die darauf einem dichten Guagu-Walde Platz machten, worin hohe Bertholletien und dichtes Lianengerank alles zum undurchbringlichen Gewirr gestalteten. Noch tropfte der Regen in dicken, krystallinen Tropfen von allen Zweigen, während die bunte Vogelwelt sich mit Geschrei in das Innere des Waldes zurückzog, als die Reiter sich am Rande des Gehölzes sehen ließen. Grüne Leguane schlüpften über den Boden hin, den Wigonda, abgestiegen, den Mustang am Zügel führend, genau untersuchte. Sein lautes „Uff!“ zeigte Annibal die Stelle an, wo die Flüchtigen den Wald passiert.

Hier ritt man mit Vorsicht weiter, bis der Wald sich lichtete und die Thalfurche des Rio flavo*) sichtbar ward. Am Flusse fand man denn auch den Jaguar und die schlanke Vinse. Die Pferde der beiden Krieger weideten gemächlich im Grase, die beiden Rothhäute aber untersuchten das Ufer nach den Spuren der Feinde.

Der Fluß, jetzt vom Regen breit angeschwollen, ist sonst nicht bedeutend; er kommt von den Vorbergen der Anden, durchschneidet einen kleinen Theil der Pampas und führt sein gelbes Wasser einer Reihe von Seen zu, welche sich nördlich und westlich vom Guanacache-See ausbreiten. Wegen der Überflutung waren die Spuren am Ufer schwer zu finden. Wigonda sprang von seinem Tiere herab und erklärte, man müsse hier das Nachtlager aufschlagen, denn die Sonne gehe bald unter. Während ein Theil der Leute das Zelt in Ordnung bringe und Feuer anzünde, solle ein anderer Stämme zu einem Floß hauen, mittels dessen man die Pferde hinüberschaffen müsse, da die Strömung zum Durchschwimmen jetzt zu gefährlich sei und auch morgen wohl noch nicht gemindert sein würde. Annibal ordnete das weitere an. Inzwischen entleibete sich der Indianer und schwamm, obwohl nur mit einem

*) Gelber Fluß.

Arme rudern, doch kühn durch die Flut, um am andern Ufer nach der Spur zu suchen. Hier verlor er sich schnell in der Dunkelheit, die bald plötzlich hereinbrach. Als schon alle andern beim Abendbrote saßen, trat unerwartet der Indianer mit noch nassem Haar an Annibals Seite, wobei er einfach sagte:

„Wigonda hat die Spur gefunden! El Zapato ist schlau wie der Fuchs, aber Wigondas Auge hat die Schärfe der Falken!“

„Was hat der Häuptling entdeckt?“ fragte nun Annibal.

Der Indianer lächelte:

„Am andern Ufer haben sie sich getroffen, zwanzig und vier Reiter; Wigonda zählte die Hufe und den Abdruck eines Eisens, das dem geraubten Pferde gehört!“

„Bailar!“ seufzte Don Manuel, die Rothhaut aber fuhr fort:

„Die Abdrücke mehrerer Pferde waren tief, sie haben eine Last getragen! Wigonda fand aber auch Fußspuren, die der Tornado kaum gestreift hat, darunter el Zapatos Stapsen! Hier waren sie von den Rossen gestiegen, hier sind sie in die mitgeführten Kanoes gestiegen und stromabwärts gefahren!“

„Nicht möglich!“ sprang hier Annibal auf.

„Wie ich sage!“ beteuerte aber Wigonda. „Ein Mann hat die Pferde alle als Tromba*) weiter geführt; auf steinigem Boden ist er im Bogen zurückgekehrt, und meine weißen Freunde werden ihre Spuren am Rande des Rio wiederfinden!“

„Fein ausgedacht, in der That!“ lachte Annibal jetzt. „Was denken die Sennores, wenn wir blind nach Westen gejagt wären, indes unsere Feinde sich nördlich gewandt haben?“

*) Das Hinterpferd wird mit dem Bügel am Schwanz des Vorderpferdes befestigt; die Reize heißt Tromba.

Hier erhob sich Don Manuel und schüttelte Wigonda die Hand, indem er sagte:

„Ich bekunde Euch meine Hochachtung, Häuptling; Ihr seid die erste Rothaut, der ich die Hochachtung nicht versage! Gelingt es, meinen Juarez zu retten, so soll eine hohe Summe Euer sein!“

Aber Wigonda schüttelte den Kopf:

„Manito sandte oft Träume auf unser Lager, die uns warnen. Wigonda hat nicht lange mehr unter Manitos goldener Sonne zu atmen! Doch zuvor muß er die heilige Pflicht der Rache, die er seiner Mutter zugeschworen, erfüllen!“

Er setzte sich am Feuer nieder und aß gleichgiltig von den gereichten Speisen, während Don Enrico und Annibal ihm solche Gedanken auszureden suchten. Wigonda aber entgegnete:

„Die Zeit wird es lehren!“

Damit legten sich alle, nachdem Wachen ausgestellt, zur Ruhe nieder.

Mit Sonnenaufgang war die Gesellschaft bereit, aufzubrechen. Der Rio Flavo war noch sehr hoch, weshalb das fertige Floß zum Übersetzen aller Personen und Pferde gebraucht ward. Dann befahl Wigonda der schlanken Vinse, sich mit drei Vacqueros hinaufzuheben und das Fahrzeug stromabwärts zu rudern.

„Aber wozu?“ fragte Annibal.

Der Indianer aber sagte kurz:

„Wir werden es gebrauchen, wie mein Bruder sehen wird!“

Die Pferde der vier wurden an Sols Handpferd geknüpft, und fort ging's am linken Ufer des Flusses.

Nach einer halben Stunde überschritt man eine felsige Höhe. Hier maßigte Wigonda die Gangart seines Tieres und sagte:

„Seht, hier sind die Hösse der Moros hinab zum Flusse gestiegen!“

Die Spuren wären den Augen der Weißen gewiß entgangen.

Nach einer Weile hielt Wigonda abermals das Pferd an und zeigte an das Ufer:

„Dort sind sie wieder hinaufgeklettert! — Der Strom hat hier nämlich Kaimans in Fülle!“

Man ritt weiter; plötzlich sprang Wigonda vom Pferde und schritt dicht zu einem Gesträuch, der am Ufer wuchs, hin und hob von den hervorspringenden, ins Wasser reichenden Zweigen ein Stück blauen Sammets mit Goldtressen ab. Er hielt den Fund hoch empor und sagte:

„Es ist von einer Schärpe! Trug der Knabe etwa eine solche?“

Don Manuel sprengte heran und rief: „Ja, ja, es ist von Suarez Schärpe ein Zipfel!“

Wigonda lächelte:

„So hat Manito Wigonda den rechten Pfad geleitet! Dort hat die Kleidung die Zweige gestreift, als das Kanoe vorbeischöß!“

Nun fand man auch die Spur der Pferde am Ufer wieder, da das Wasser immer mehr zurückwich. Unter Schweigen zog man weiter.

El Zapato war längst auf dem Kriegspfade gewesen. Sein Plan, den er gegen die Estancia de los Vallas entworfen, war nun gereift. Welche Wonne mußte es für den rachsüchtigen Burschen sein, als man Don Manuel zum Besuch ausreiten sah. Schnell war der schlaue Fuchs mit sich im reinen: Don Manuel mußte auf dem Wege überfallen werden, dann hatte man ihn in der Gewalt; darauf konnte auch der Schlag gegen die Estancia selbst, gegen den Rumpf ohne Haupt, nicht

mißlingen! — Schnell erhielten die Krieger am Rio flavo durch einen Läuser Befehl, zu eilen; aber der Überfall mißlang, weil die gefundenen Spuren Wigondas und seiner beiden Krieger den Mogo bedenklich machten. Inzwischen wartete man zu, bis ein günstiger Zufall Juarez in die Hände des Rache-durstigen brachte.

Es war so, wie Wigonda sagte: man war wirklich teilweise auf vier Kanoes den Rio flavo hinabgefahren und hatte als Schlupfwinkel eine Insel in einem der Seen gewählt, welcher von Hirten der Umgegend el Virido benannt wurde und gemieden ward, weil der Sage nach dort viele Kaimans hausen sollten. El Zapato wählte gerade dieses Eiland, weil es von dichtem Algoben- und Guacu-Gebüsch bedeckt war und bewaldete Ufer hatte, die es leicht machten, sich dort ungesehen zu verstecken. Gegen die Kaimans hatte der Häuptling ja seinen Beschwörer, der die Tiere bannt; dagegen machte der schlechte Ruf der Insel die Annäherung der Feinde schwieriger und unwahrscheinlich. Hätte el Zapato gewußt, daß Wigonda, sein bitterster Feind, auf seiner Spur war, er hätte den Plan wohl nicht gefaßt, der ihn nun ins Verderben bringen sollte; denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

El Zapato hatte so gerechnet: Für den Fall, daß er verfolgt würde, wollte er sich auf el Virido verborgen halten, einen, zwei Tage lang. In der Nacht sollte übergesetzt werden, alsdann wollte man den See Guanacache umreiten und mit der Frühe die Estancia de los Vallos je nach den Umständen entweder angreifen oder dort ein hohes Lösegeld erpressen und deren Besitzer durch Verrat in die Hände des Häuptlings zu bringen suchen. —

Auf el Virido ging es jetzt geschäftig zu: das Lager war aufgeschlagen, Feuer angezündet, die Pferde waren durch ein rasch gebautes Floß überführt und weideten im Grase, am Feuer briet ein Guanaco, dessen Fleisch man unterwegs erbeutet und mitgebracht hatte; für den Häuptling waren Decken aus-

gebreitet. El Zapato saß in der Mitte der vornehmsten Krieger, des „Alligator“ und des „Pfeil“; der Medicinmann und Raimannbeschwörer „el Negro“, der Schwarze, genannt — weil sein Gesicht vom Pulver verbrannt war — saß el Zapato gegenüber; die Beratungspfeife kreiste, stillschweigend ging sie von Hand zu Hand. Alle Krieger, ausgenommen zwei, die den gefesselten und geknebelten Suarez bewachten, den man in einem dichten Gebüsch niedergelegt hatte, nachdem ihm der Mund verstopft worden, vervollständigten den Kreis. El Zapato musterte seine Schar; er gebot über dreizehn Büchsen, seine übrigen Krieger waren mit gefährlichen Lanzen bewaffnet.

„Was denken meine Krieger?“ fragte el Zapato nach einer langen Pause.

El Negro erhob sich und führte aus, wie das weitere erst beschlossen werden könne, wenn festgestellt worden, ob man verfolgt werde.

El Zapato lachte und entgegnete:

„Die Weißen und unsere Spur finden, es ist ein Ding der Unmöglichkeit; anders wäre es, wenn die Chiquitos, deren Spuren wir sahen, unserer Fährte gefolgt wären! Niemand kann wissen, wie viel ihrer in den Pampas waren!“

Die Krieger nickten Beifall, worauf el Zapato den Alligator, den Kühnsten seiner Leute, aufrief und ihm sagte:

„Der Alligator ist kühn und schlau, schleichen und vorsichtig; er nehme ein Kanoe und suche den Fluß ab, ob uns Feinde folgen!“

Der Krieger, eine hohe Gestalt mit finsternen Zügen, stand sofort auf und verschwand im Ufergebüsch, hinter dem sowohl die vier Kanoes, als auch das Floß verborgen waren. Rasch hatte er einen der Kähne in die Flut gebracht und ruderte dann unter dem Ufergebüsch davon.

Die Rothhäute auf der Insel speisten indes ihren Braten mit Maisbrot und tranken dazu viel Brantwein, den sie mit sich geführt. Hierauf überließen sich alle der Ruhe, el Zapato

aber erst, nachdem er Juarez verhöhnt, gequält und mit einigen Fußtritten bedient hatte. Der Knabe besaß echt spanisches Blut. Stolz unterdrückte er jede Bewegung des Unwillens, den in ihm diese niedrige Handlungsweise des Indianers erregte.

Der Alligator hielt sich im Flusse stets unter dem Gebüsch des Ufers, musterte dieses scharf und stieg dann, nachdem er das Kanoe im hohen Schilf versteckt, am linken Ufer des Flusses die Böschung hinan. Wigonda hatte die Vorsicht gebraucht, den Zug im unteren Laufe des Rio flavo weit vom Ufer entfernt zu halten und seine Schar der Insel gegenüber sich in einer Bodensenkung lagern zu lassen. Der kluge Alligator dachte nicht daran, sich vom Flusse weit zu entfernen; er übersah sogar die schlanke Winse mit dem Floß und die Vacqueros darauf, welche ihn längst wahrgenommen hatten und deshalb in eine von dichtem Algarobengebüsch umkränzte Bucht gesteuert waren.

Kaum hatte sich der Alligator nach Süden entfernt, so kroch aus dem nächsten Ufergebüsch Wigonda hervor. Lächelnd zog er das Kanoe aus dem Versteck, verscheuchte einen Hechtstaiman, der seinen Kopf aus dem Wasser steckte, durch Plätschern mit dem Ruder, und steuerte dann, trotzdem er nur den einen Arm gebrauchen konnte, geschickt der Insel el Virido zu. Die feine Rauchsäule, welche von dort aufstieg, hatte ihm den Aufenthalt el Zapatos daselbst längst verraten.

Der junge Häuptling war nur mit Messer und Tomahawk bewaffnet; mit Not hatte ihm Annibal noch eine seiner Pistolen aufgedrängt. Er legte am andern Ufer der Insel an, musterte durch das Gebüsch das Lager, versicherte sich, daß Juarez lebte und wo man ihn bewachte, dann nickte er leicht, sprang in das Kanoe und fuhr zu derselben Stelle zurück, wo das Fahrzeug versteckt gelegen. Nahe dabei kauerte er in einem dichten Gestrüpp nieder. Nicht lange danach kam der Alligator zurück.

Er war sehr befriedigt, denn man war so sicher, wie es sich besser in Manitos Schoße nicht ruhen läßt. Eben bückte er sich, den Kahn flott zu machen. Da taucht neben ihm blitzschnell die Gestalt Wigondas auf. Leicht wiegt er den schweren Tomahawk in der Rechten, dann fliegt das Beil dem Alligator in die Stirn, daß er ohne einen Laut ins Wasser schießt. Ein verdächtiges Klappen der Kinnladen der Kaimans verkündet, daß die Raubtiere schon ihre Arbeit an der Leiche thun! —

Es bleibt alles ruhig! Als jedoch die Sonne am Himmel sinkt, erscheint el Zapato, eine kurze untersezte Gestalt mit fast grauem Haar und widerwärtigen, furchterregenden Zügen im Ufergebüsch. Wigondas Zähne knirschten bei diesem Anblick, seine Rechte greift nach der Pistole, dann aber flüsterte er:

„Nein, ich gab Don Annibal mein Wort; um des Knaben willen sei ihm für ein paar Stunden noch das Leben geschenkt!“

El Zapato aber rief überrascht ein lautes „Hugh!“: dicht am Ufer tauchten sechs, sieben Kaimans, die sich um eine Leiche rissen, auf. Zu seinem Entsetzen erkannte er in den scheußlich zerfleischten Nesten den — Alligator.

„Er ist nicht vorsichtig genug gewesen, und da haben ihn seine Namensvettern zerrissen!“ flüsterte er.

Der starke Krieger schauderte und trat zurück, gleich darauf rief er den Pfeil zu sich und beauftragte ihn, das verlorene Kanoe zu suchen. Gleichzeitig erhielt dieser Krieger den Auftrag, auszuschauen, ob Feinde ihnen auf der Spur seien.

Der Pfeil machte seinem Namen Ehre; schnell war er hinüber und, klüger als der Alligator, stieß er beim letzten Abenddunkel auf die Spuren Wigondas. Eben untersuchte er diese, da blitzte es auf, und Annibals nie fehlende Kugel hatte ihn durchbohrt. Sein Kanoe trieb leider mit dem Strome der Insel wieder zu, wo man es später auffischte.

Dieser Schuß alarmierte die Insel, doch glaubte el Zapato, es nur mit den Weißen zu thun zu haben, über deren Firdigkeit er sich nicht genug verwundern konnte, da sie doch sonst im Spurenlesen nicht so stark waren. Obgleich er nun schloß, daß diese Verfolger sich stark genug fühlen mußten, da sie offenbar einen Angriff beabsichtigten, so war er doch keineswegs ängstlich, ihnen mit den Seinigen widerstehen zu können.

Sein Plan war allerdings nun vereitelt; die Rache an Don de los Vallos mußte auf eine günstigere Zeit verschoben werden; hatte man ihn mit dem Knaben doch in der Hand! Schnell war auch in seinem Kopfe ein zweiter Plan reif: El Nigro, seine rechte Hand, sollte mit vier Büchsen den Angriff beginnen, als sei man sehr stark und kampflustig; inzwischen sollten die Pferde auf dem Floß, die Mannschaften auf den drei übriggebliebenen Kanoes an der andern Seite der Insel eingeschifft werden; saß man dann erst zu Pferde, so hatte man alle Umstände und Aussichten für sich, die Heimat in den Schlupfwinkeln der Vorberge der Anden im Westen glücklich zu erreichen. El Nigro sollte also den Nachtrab bilden.

Demgemäß gab der Häuptling schnell entschlossen seine Befehle.

Aber er hatte seine Rechnung ohne — Wigonda gemacht. Sobald es dunkel ward, schickte dieser Annibal mit zwölf Vacqueros an die entgegengesetzte Seite des Sees, wo mutmaßlich der Feind zu entfliehen versuchen würde. Ihnen schlossen sich deshalb Don Manuel und Don José an. Sechs Vacqueros stellte er ferner zwischen sich und jenen unter dem Befehl des Jaguars und Don Lopandos in der Mitte auf, er selbst aber versuchte unter Begleitung Don Enricos mit den Gewandtesten der Vacqueros auf dem Floß der schlanken Winse und in dem erbeuteten Kanoe nach el Viribo überzusetzen. Wigonda stand in dem erbeuteten Kanoe

aufrecht, die schlanke Winse ruderte. Don Enrico befand sich auf dem Floß.

Nachdem inzwischen el Nigro die Kaimans beschworen und ihnen Cocaſamen gestreut hatte, wonach diese Tiere betäubt werden sollen, begann die Überschiffung der mit Büchsen bewaffneten Krieger von el Virido nach dem nördlichen Ufer des Sees auf dem Floß, in dessen Mitte die Hälfte der Pferde standen. In zwei Kanoes schiffte hinterher die erste Hälfte der mit Speeren bewaffneten Leute; ein Kanoe hatte in letzter Minute el Zapato für sich selbst beansprucht. Ein junger Krieger mußte rudern, in die Mitte des Bootes aber trug der Schändliche höhnisch lachend den wie ein Paket zusammengeknürten Juarez. Eben wollte sich der Häuptling selbst in das Kanoe begeben, als da, wo die Landung erfolgen sollte, die Büchsen knallten. Annibal hatte dort nach Wigondas Weisung die Herankommenden angegriffen, die das Feuer sofort erwiderten, dann aber weiter westwärts steuerten, um hier ans Land zu gehen. Bei diesem Kampfe geriet ein Kanoe in die Hände Annibals, worin er sogleich mit fünf Vacqueros und Don Manuel Platz nahm, um seinerseits den Versuch der Landung auf el Virido zu machen. — Der Jaguar erkannte nun kaum seine Feinde vor sich, als er Feuer gab, worauf auch el Nigro von der Insel aus zu schießen begann. Indes hatte Wigonda mit seiner Schar die Insel erreicht. Noch einen Schritt war er vom Ufer, als er beim Blitz der Schüsse hin und her seinen Feind erblickt. In demselben Augenblicke wird durch einen Schuß das trockene Uferschiff in Brand gesetzt, und Tageshelle verbreitet sich über die Insel. Da bemerkt Wigonda el Zapato, wie er in das Kanoe hinein will. Voll Zorn und Rachsucht springt der Wilde an den Strand, das schwere Streitbeil hoch erhoben. Noch ertönt sein Kriegsruf, da erkennt el Zapato erst den Todfeind und kann sich nun alles erklären. Blitzschnell hat er das Messer heraus und stürzt sich auf den Feind, der beim Sprunge auf das Knie gefallen ist. Dem

geschleuderten Beile weicht er leicht aus und stößt unter einem Triumphgebrüll Wigonda das Messer bis ans Hest ins Herz, so daß der edle Häuptling lautlos zusammenbricht. Die schlanke Vinse, ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling, hat indes die Büchse erhoben, denn Don Enrico und die Vacqueros auf dem Floß haben zusammen auf den Unmenschen geschossen, den Behenden aber gefehlt, der jetzt sein Kriegsgeschrei nochmals wie zum Hohn ausstößt und dann im Sprunge das Kanoe zu erreichen sucht. Da knallt die Büchse der schlanken Vinse und — el Zapato stürzt — in den See. Der Bisamgeruch und das verhängnisvolle Klappen der Rinnladen der zahlreichen Kaimans zeigen zur Genüge an, daß die hungerrigen Bewohner des Sees, deren Raubgier und Frechheit in der Nacht doppelt groß ist, eine gute Beute erwischt haben! Der junge Morokrieger steuert darauf erschreckt mit Suarez im Kanoe hurtig davon!"

In derselben Zeit hat der Jaguar den gelandeten Trupp der Moros theils getödet, theils zersprengt; die Pferde haben das Weite gesucht. Floß und Kanoes sind in die Hände der Vacqueros gefallen. Mit diesen hat sich der Rest von Annibals Leuten und Don José vereinigt, und schnell steuert man der Insel zu. Hier hat sich der Rest der Moros um den fanatischen Mediziner gesammelt, aber Wigondas Schar unter der Leitung Don Enricos greift mutig an; bald kommt ihnen der Jaguar mit seinen Leuten zur Hilfe, und nun hat das letzte Stündlein der Inselverteidiger geschlagen! Die an und für sich schon rohen, jetzt erbitterten Vacqueros und Gauchos geben keinen Pardon, und was an Moros nicht den Sprung von der Landzunge in den See zu den Alligatoren thut, fällt unter der Kugel und dem Kolben der Angreifer.

Die schlanke Vinse hält inzwischen den röchelnden Häuptling liebend im Schoße; es sind heiße Thränen, die der Jüngling über den Sterbenden weint. Da tritt auch Don Enrico hinzu, denn die Blutarbeit ist bald beendet! — Eben schlägt

Wigonda die Augen auf und sagt, als er die beiden erkennt, leise und zögernd:

„Wigonda — geht — in die — seli — gen Jagdgründe — Manitos! — Er hat Wort — gehalten, — aber — Sennor, Sennor, das — Boot — das Boot, — dort!“

Doch drüben ist es tiefdunkel; Don Enrico sieht nichts, wohl aber bekümmert er sich um das Schicksal des armen Suarez. —

Doch auch diese Besorgnisse schwinden, denn Annibals Boot ist auf das flüchtige Kanoe gestoßen. Der Ruderer ist sofort über Bord gesprungen, Don Manuel aber ist es selbst, der zu seinem Entzücken den teuren Sohn im Boote entdeckt. Welch ein Jubel! Diese Scene beschreiben zu wollen, wäre vergeblich!

Als die Sieger Feuer und Fackeln entzündet, führt Don Enrico Don Manuel, der seinen Suarez umschlungen hält, Don José, Sennor Lopando und Sennor Annibal zu dem sterbenden Wigonda.

Als Annibal die treue Rothaut so wiederfindet, schreit er laut auf.

Wigondas letzter Blick trifft jetzt Suarez:

„Manito — seg — ne dich, — weißer Knabe!“ flüsterte er, dann schließen sich die Augen; noch ein Seufzer und — Wigonda ist dahin! —

Betrübt lagerten die Sieger auf el Virido; am frühen Morgen suchte man nach der Überschiffung aller die bei den Pferden zurückgelassenen Wachen und Sol auf. Dann bereiteten sich alle zum Heimzuge. Außer Wigonda hatte man keinen Toten, sondern nur einige Verwundete. Wigondas Leiche transportierten der Jaguar und die schlanke Vinse auf einem Beutepferde. Unweit der Estancia Balbuera's wurde sie von ihnen unter einer Palme nach Indianerbrauch begraben.

Auf der Estancia herrschte lauter Jubel, als alle wohlbehalten wieder eintrafen; am wichtigsten hatte es Sol,

der die größten Heldenthaten beim — Gepäck verrichtet haben wollte.

Nachdem sich alle gehörig erholt, kehrte der Besuch beruhigt nach der Estancia de los Vallos zurück.

Im Herbst kamen etwa dreißig Chiquitos, die letzten des Stammes, und errichteten Wigonda ein indianisches Denkmal, welches man noch jetzt bei der Estancia zeigt.

Upuf-wa.

Eine Geschichte vom Seenplateau Nordamerikas von Karl Cassau.

Vom Nachmittagssonnenschein eines schönen Sommertages hell übergossen, lag während der größten Hitze die Farm still da.

Vor dem schönen, fast eleganten Blockhause saß nur ein zwölfjähriger Knabe in einer schattigen Wildweinlaube und las eifrig in einem Buche. Hinter dem Bohnhause lagen Scheunen und Stallungen, alles mit einer hohen Fenz umgeben. Man hörte das Vieh mit den Ketten rasseln, die Pferde mit den Hufen scharren, sonst keinen Laut. Weit ab vom Hause sich hinstreckend breiteten sich Baumwollfelder und Tabakspflanzungen im lichten Sonnenschein aus, dahinter glitzerte silbern der Missouri, rechts und links aber reichte der Urwald mit Eichen und Korleichen, Buchen, Magnolien und Tulpenbäumen, mit allerlei Tannenarten und Schlinggewächsen bis dicht an die Farm. Die faustgroßen, kelchartigen Magnolienblüten hauchten süßen Wohlgeruch aus, die Farben der Becherblumen des Tulpenbaumes glühten; aus dem dichten Walde ertönte die Stimme des Spottvogels und das Gurren der Wandertaube; in den Zweigen huschten Eichhörnchen hin und her, sonst war alles still. Der Knabe vor dem Hause blickte bisweilen von seinem Buche auf und schaute die schöne Umgebung mit Wohlgefallen an, versenkte sich dann aber wieder in seine Lektüre, bis ihn das Knacken im Unterholz links von der Farm auffahren und zur Büchse neben sich greifen machte. Die Waffe war ihm als einem echten Grenzerknaben völlig vertraut. Das Geräusch

kam näher und klang so, als ob ein großer Hirsch durch das Unterholz bräche. Der Knabe hatte das Gewehr schußbereit, da trat aus dem Walddunkel ein — Neger und lief schnell dem Blockhause zu.

Der sonderbare Gast war nur mit einem halbzerrißenen Baumwollbeinkleide angethan, sonst nackt. Man sah ihm die Erschöpfung an. Er stürzte fast auf die Bank der Laube nieder und fragte dann im schlechten Englisch:

„Wo sein ich?“

Der Knabe blickte den Schwarzen mittheilig an:

„Du bist auf Meinhard's Farm am Missouri! Der Vater ist Besitzer dieser Farm; ich bin sein einziger Sohn, Kurt Meinhard!“

„Gott sei Lob!“ lachte der Neger. „Also nir Yankee, nir Sklavenhalter?“

„Gott sei Dank, nein!“

Der Neger machte einen Freudensprung trotz seiner Erschöpfung:

„O, dann armer David sein gerettet!“

„Du heißest David?“ fragte der Knabe.

Ein Nicken war die Antwort.

„Und du bist deinem Herrn entflohen?“

Der Neger blickte auf und bat:

„Ach, armen David nicht verraten!“

„Bewahre!“ entgegnete Kurt. „Wir hassen die Sklaverei von ganzem Herzen und halten nur bezahlte Knechte auf der Farm!“

„O yes!“ entgegnete der Neger, „Germans seien alle gut, alle gut!“

„Na,“ lachte Kurt, „wohl nicht eben alle! Aber woher kommst du, armer Kerl?“

„Aus Mississipp-Staat, Massa! Mr. Stokes, der Aufseher, haben Sklaven viel geslagen, bis old David ist gelaufen davon, drei Tage durch den dunklen Urwald!“

„Da bist du wohl hungrig?“

„Und durstig!“ versicherte David.

Kurt ging ins Haus und brachte Speck, Brot und Kaffee in die Laube.

„iß und trinke!“ forderte er den Schwarzen auf.

Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern aß drauf los, als ob er Wolfshunger habe.

Plötzlich erschien ein großer starker Mann zu Pferde in der Farm.

„Ah, da kehrt der Vater von Jefferson zurück!“ rief Kurt. Dann schrie er ins Haus:

„Mutter, Vater kommt heim!“

Auf diesen Ruf erschien dann auch Frau Meinhard, eine echte Farmersfrau, vor der Thür. Ein Knecht folgte, denn er gedachte das Pferd des Hausherrn in Empfang zu nehmen.

Jener war indessen herangekommen und vom Rosse gesprungen. Nachdem er seine Anna und den prächtigen Kurt umarmt, rief er, auf David zeigend, aus:

„Wen haben wir denn da?“

Kurt erzählte die Geschichte des Negers nach dessen eigenen Mittheilungen.

Herr Moriz Meinhard sah den Schwarzen forschend an und sagte darauf:

„Wenn es wahr ist, was du sagst, wenn du ehrlich und kein Mitglied jener Räuberbande bist, die hier im Westen Einlaß in die Farmen erschleichen, um sie hernach auszuplündern, so magst du bleiben, denn wir verabscheuen die Sklaverei!“

David küßte seinen Rockzipfel und beteuerte dann:

„O no, no, old David is no robber!“

Hierauf wandte sich Herr Meinhard nach dem Knechte um, der das Pferd abführte:

„Schmidt, nimm ihn mit in den Stall; ich werde Zeug für ihn senden; laß ihn sich nützlich machen, aber überwache

ihn, und beim geringsten Zeichen von Verrat gebrauche das Hausrecht!"

David nickte und folgte dem Knechte, Herr Meinhard aber ging in die große Wohnstube, sandte darauf durch Kurt von der eigenen Kleidung für den Schwarzen hinaus, und zog nun hervor, was er mitgebracht, auch einen Paß der „Daily News of Jefferson“, indem er sagte:

„Wie herrlich hat sich Abraham Lincoln im Kongreß gegen die Sklavenhalter ausgesprochen; bald wird die Anti-Sklaverei-Bill zu einer Thatsache werden! Aber gebt acht, die Südstaaten werden sich so noch nicht beruhigen! Ich glaube, die United Staates gehen einem blutigen Bürgerkriege entgegen!"

Er setzte sich mit den Seinigen an den Kaffeetisch, den Frau Anna rasch bestellt hatte.

„Noch eine Neuigkeit bringe ich mit. Stattet einmal!"

Man riet mancherlei, doch vergeblich.

Herr Meinhard schüttelte den Kopf und sagte endlich:

„Ein Verkaufsangebot habe ich von Dr. Roberts, unserem Anwalt, im Auftrage eines Güterspekulanten erhalten. Ich kann gute zehntausend Dollars an Meinhard's Farm verdienen!"

Frau Anna sah den Gatten fragend an:

„Und wovon dann leben, Moriz?"

Herr Meinhard lachte:

„Eine neue Farm billig kaufen! Lies einmal ‚the Daily‘: in Minnesota giebt's Land und zwar fruchtbares Land genug für wenig Geld!"

„Ach, das ist dein Ernst nicht, Moriz!" rief Frau Anna überrascht aus. „Zwar wo du bist, da ist meine Heimat, aber sollen wir dieses stille Paradies verlassen?"

„Wir wollen's überlegen!" meinte der Hausherr. — Damit war die Sache abgemacht.

„Rufe mir Schmidt noch einmal!" gebot Herr Meinhard Kurt.

Nach ein paar Minuten stand der Knecht im Zimmer:

„Nun, Herr?“

„Ja, was ich sagen wollte, Schmidt; ist der Schwarze verdächtig?“

„Keine Spur, Herr!“

„So soll er vorläufig bleiben! Noch eins, Schmidt, sage Schulz und Meyer, unseren andern beiden Knechten, daß sie die Augen offenhalten! Die Rothhäute sollen in Bewegung sein!“

„Gut, Herr!“

„Du kannst gehen!“

Nun wandte sich Herr Meinhard wieder seiner Gattin zu:

„Unterrichte von dem letzteren Punkte auch Sabine, die Magd, daß sie keine Fenster offen läßt; ich werde Pluto, den Kettenhund, außerdem nachts loslassen!“

„Ist denn Gefahr da?“

„Noch nicht, sie kann aber über kurz oder lang erwachsen!“

Unter diesen Umständen kam David ins Meinhard'sche Haus, um bald dessen unentbehrliches Faktotum zu werden.

Der wundervolle Sommer war endlich vorüber, und die grauen Reiher ließen nachts ihr bekanntes Geschrei hören, ein Zeichen davon, daß sie sich auf der Herbstreise nach dem Süden befanden. Von den Farmen am Missouri waren Nachrichten auf Meinhard's Farm angelangt, wie man Indianerspuren entdeckt; bisher war aber hier nichts dergleichen gefunden worden.

Eines Tages that David in der Dämmerung die letzten Anstöße an einer kleinen Brücke über einen Bach, der die Wiesen der Farm durchschnitt. Da glaubte er im Gebüsch des Baches einen Indianer zu sehen.

Mit einem grellen Schrei sprang er ins Haus und schrie:

„Indiansmen, Indiansmen!“

Herr Meinhard griff zur Doppelbüchse:

„Wo, David?“

Kurt folgte seinem Beispiele:

„Am Bach roter Mann!“ erklärte der Neger.

„Nimm eine Doppelbüchse und folgt mir!“

Darauf gingen alle drei hinaus und legten sich im Gebüsch in den Hinterhalt.

David hatte recht gehabt, denn nicht lange waren die drei im Buschwerk versteckt, als eine schlanke Rothaut vorsichtig am Bache entlang schritt. Plötzlich tauchten neben ihr zwei andere Rothäute auf, die die erstere überfielen. Der junge Krieger, in dessen Haupthaar die Adlerfeder als Zeichen der Häuptlingswürde flatterte, wehrte sich verzweifelt, wäre aber doch wohl unterlegen, wenn Moritz Meinhard nicht plötzlich geschossen und den einen Angreifer niedergestreckt hätte. Da wandte sich der zweite zur Flucht, aber David sandte ihm eine Kugel nach, die ihr Ziel auch nicht verfehlte.

Alle drei Weißen sprangen nun hervor und wandten sich dem angegriffenen Indianer zu. Derselbe lag bewußtlos und aus einer großen Brustwunde blutend auf der Erde.

„Faß an!“ gebot Herr Meinhard David. So schleppten sie den Verwundeten in die Farm, wo Frau Anna, in solchen Dingen erfahren, ihn gleich auf ein Lager betten ließ und die Wunde verband. Ein wenig Rum brachte den Patienten zu sich. Verwundert blickte er umher und legte beim Anblick der bewaffneten Männer die Hand aufs Herz. Herr Meinhard nickte und sagte dann auf englisch:

„Versteht der rote Krieger, was ich sage?“

Jener nickte.

„So verhalte er sich ruhig, daß seine Wunde heilt! Seine Widersacher sind tot!“

Ein Blick des Hasses schoß aus den halbgeschlossenen dunklen Augen des Häuptlings, dann versank er in eine tiefe Bewußtlosigkeit.

„Das ist Folge des Blutverlustes!“ erklärte Frau Meinhard. „Ich glaube, er wird sich bald wieder erholen!“

Herr Moritz ließ Kurt zur Sicherheit der Mutter be-

waffnet im Hause zurück, er dagegen gab den Knechten Gewehre und Laternen, und so zogen die fünf hinaus, teils um die Toten zu begraben, teils um die Umgebung nach Rothäuten abzusuchen. Sie fanden aber nichts.

Nach einigen Tagen war der Verwundete wieder wohlauf. Er erklärte im verständlichen Englisch, daß er der Häuptling eines Delawarenstammes sei und Apuk-wa, die Vinse, heiße, daß seine Feinde, Siourindianer, die mit seinem Stamme längst in Blutsfeindschaft gelebt, ihm nachgeschlichen sein müßten, als er sich in den Angelegenheiten seines Stammes nach Jefferson zum Grafschaftsheriff habe begeben wollen, wodurch der Angriff bei Meinhardts Farm erklärlich wurde. Herr Meinhard wußte wohl, daß die Delawaren oder Lenapō seitens der Union-Regierung in „Reservations“, besondere „Lager-Quartiere“ am Winnepessee, waren verwiesen worden, daß die Siour aber westwärts, den Felsengebirgen zu, noch frei umhergeschwärmten und erbitterte Feinde der Weißen seien. Apuk-wa versicherte seine Wirte seiner ewigen Dankbarkeit und blieb auch ruhig in der Farm, seine Heilung abzuwarten.

Nach Knabenart schloß sich Kurt schnell dem „roten Manne“ an. Bald erhob sich dieser von dem Lager und ließ sich von seinem jungen weißen Freunde erzählen, dagegen teilte er ihm wieder viel Interessantes mit, so daß zwischen jenen beiden ein steter, lebhafter Meinungsaustrausch stattfand. Apuk-wa hatte schon eine Idee vom Christentume, denn, wie er erzählte, weilte in der Delawaren-Reservation bisweilen ein schwarzer Vater oder Missionar; hier ward er aber völlig zum Christen, dem als solchem nur die Taufe fehlte. Auch Lesen und Schreiben lernte der Wilde von Kurt, dagegen lehrte er diesen Jagdlisten und die Führung der Büchse, so daß Kurt bald ein ausgezeichnete Schütze wurde. Nach kurzer Zeit war der Delaware ganz geheilt, aber immer machte er noch keine Anstalt zum Verlassen der gastlichen Farm. Er blieb den ganzen Winter über, ging mit Meinhard auf die Jagd und lebte ganz wie

ein weißer Mann und Verwandter des Hauses. Wie schwer es indes hält, solche Leute wirklich christlich denken zu lehren, das sollten die Meinharbs bald einsehen, denn als eines Abends Herr Moriz den Abendsegens las, worin die Worte vorkamen: „Liebet eure Feinde!“ — sprach Apuk-wa sie andächtig nach, setzte dann aber hinzu: „Nur die Sioux nicht!“

Herr Meinhard hielt inne:

„Auch die Sioux, Apuk-wa!“

Jener schüttelte den Kopf.

„Warum sie nicht?“ fragte Herr Moriz.

Des Indianers Gesicht verzerrte sich, als er entgegnete:

„Sie haben Mane-ah, des Häuptlings Vater, erschlagen; Blut für Blut!“

„So soll ein Christ nicht denken!“

Der Delaware stand auf:

„Dann bleibt Apuk-wa ein — Delaware!“

Dabei hatte es sein Bewenden, so oft auch die Farmersleute wieder auf diesen Punkt zurückkamen.

Der Frühling zog ins Land, denn die grauen Reiher nahmen abermals ihren Flug über den Missouri hinweg nach dem Norden.

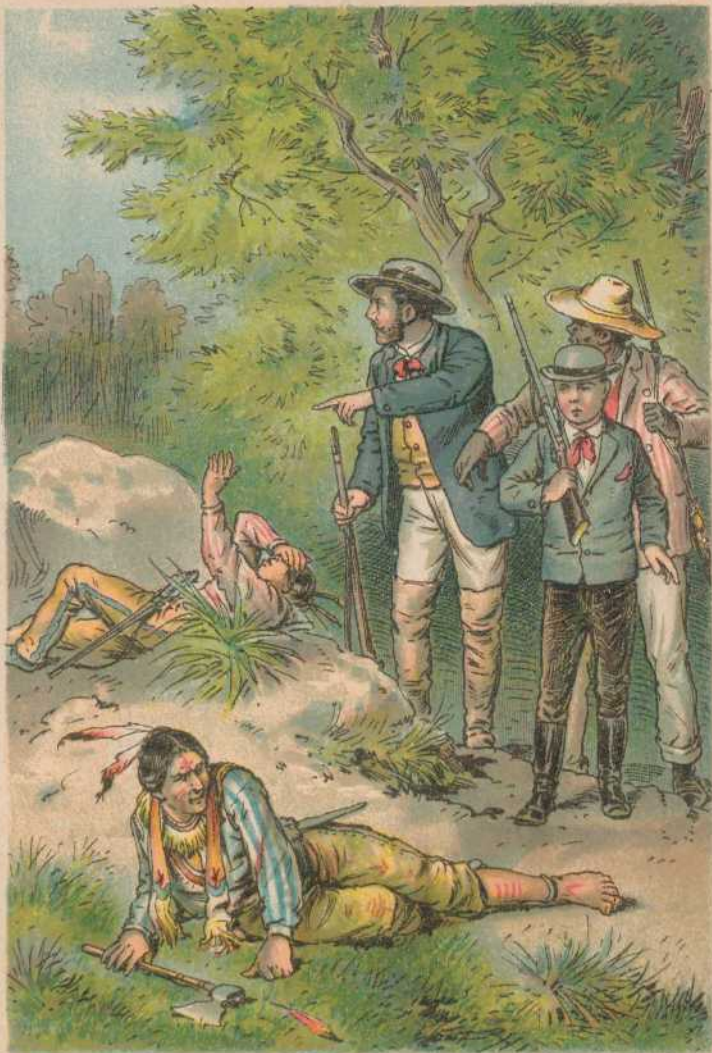
Da stürzte eines Abends abermals David ins Haus und schrie:

„Indiansmen, Indiansmen!“

Der junge Häuptling eilte hinaus, und zur Verwunderung der sich bewaffnenden Männer kehrte er mit zwei wild aussehenden Landsleuten zurück ins Haus.

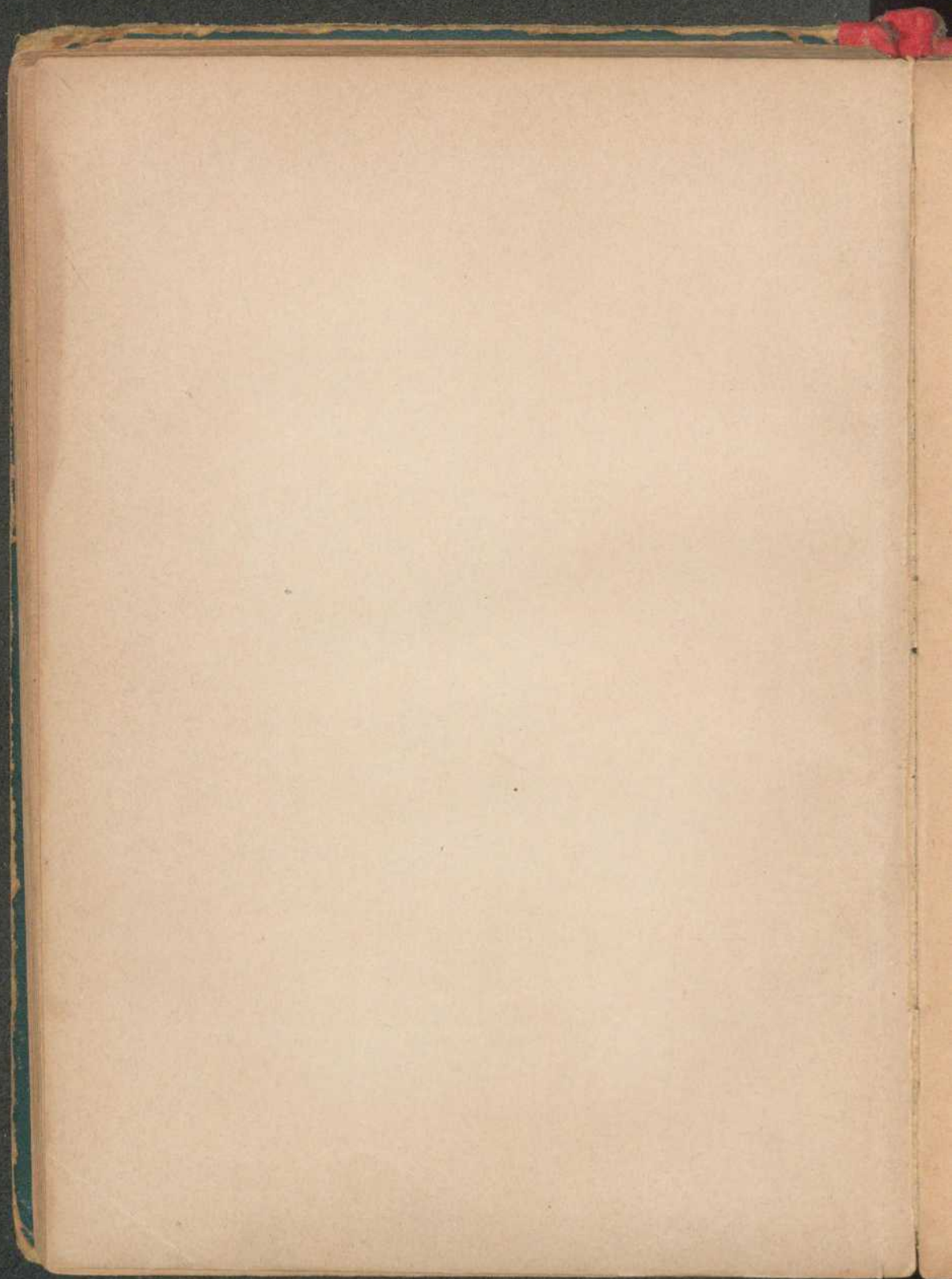
Hier erklärte er:

„Meine weißen Freunde dürfen ohne Sorgen sein, Baim-wama, der schnelle Hirsch, und Diskoya, der leuchtende Stern, zwei berühmte Krieger der Delawaren, sind gekommen, Apuk-wa aufzusuchen. Sind sie im Hause meines weißen Freundes willkommen?“



Upuf-wa.

Seite 74.



„Sie sind willkommen!“ entgegnete der Hausherr, und die Wilden machten es sich nun bequem.

Am andern Morgen aber schlug die Stunde des Abschiedes: die drei Indianer wollten zuerst nach der Stadt Jefferson und dann nach Norden in die Indianerterritorien zurück. Dreimal wandte sich Apuk-wa nach den gewonnenen weißen Freunden um und winkte ihnen zu, dann schritt er stumm davon. Auch in der Farm herrschte Trauer, besonders ging der Abschied unserm Kurt nahe, weil er den Häuptling überall vermißte.

Mit der Wahl Abraham Lincolns zum Präsidenten der Union brach im Jahre 1861 der längst prophezeite Bürgerkrieg plötzlich aus. Die Südstaaten bildeten eine eigene Union und wählten Jefferson Davis zum Präsidenten. Darauf begann der Krieg. Zunächst waren die Südstaaten siegreich. Der Kampf wälzte sich über Missouri hin, aber Weinhardts Farm blieb von den Südstaatlern ziemlich verschont, weil die Besitzung eine sehr abgelegene Lage hatte. Erst beim Rückzuge der secessionistischen Truppen nach dem Süden kam eines Tages ein Trupp Reiter auf die Farm zu. An der Spitze ritt ein schwarzbärtiger Offizier. Kaum hatte ihn David, der Neger, erblickt, so lief er zur Hinterthür hinaus und in den Urwald hinein, als wenn der Teufel hinter ihm wäre, wie man zu sagen pflegt. Kurt rief ihm nach, weshalb er denn so laufe; darauf schrie der Schwarze zurück:

„Armer Nigger lieben seinen Kopf viel zu sehr, als zu stecken in Schlinge von Mr. Stokes!“

Kurt schüttelte den Kopf und kehrte um. Die wilden Gefellen ließen sich das Beste auf der Farm wohl schmecken, dann verlangte der Colonel nach dem Hausherrn.

Herr Weinhard erschien, höflich, aber kalt.

„Sie sind der Besitzer dieser Farm?“

„Ihr Diener, ja wohl!“

„Ah, Sie sind ein German?“

„Ich habe diese Ehre!“

„Um, die Germans sind es eben, die uns in diesem vermaledeiten Kriege am meisten zu schaffen machen! Sind Sie für oder gegen die Sklavenfrage?“

Herr Meinhard wußte, daß an seiner Antwort das Wohl oder Wehe der Farm hing, er blieb deshalb kalt und ruhig und entgegnete:

„Ich maße mir kein Urtheil an, Sir, und mische mich nie in politische Fragen; wir richten uns lediglich nach den Gesetzen. Die hiesigen gestatten die Haltung von Sklaven nicht, daher behelfen wir uns mit Knechten!“

Der Colonel blickte weniger finster und sagte dann:

„Sie scheinen ein vernünftiger Mann zu sein, Sir!“

„Ich hoffe es, Sir!“

„Haben Sie entlaufene Sklaven, d. h. Nigger, auf Ihrer Farm, Sir?“

Meinhard dachte an David und entgegnete:

„Lassen Sie die Farm absuchen!“

Kurt, der alles mit angehört, wußte nun auf einmal, weshalb old David sich salviert hatte.

Der Offizier bat darauf um 50 Dollars für seine Beute, Meinhard zahlte sie, und der Colonel befahl aufzustehen. Eine Viertelstunde später lag die Farm wieder stille da.

Kurt lief nun an den Rand des Urwaldes und rief David, bis dieser endlich herbeikam.

„Sind sie fort?“ rief er schon von weitem.

„Alle fort!“

„Auch der schwarzbärtige Offizier?“

„Auch der! — Warum?“

Old David faßte nach seinem Rücken und sagte dann:

„Das sein Mr. Stockes, der arme Niggers stets geprügelt!“

„Jetzt begreife ich!“

Eine Stunde später erschienen Unionstruppen auf der Farm. Sie verfolgten den Feind, und seitdem blieb das Besitztum von Feinden ein für allemal verschont.

Fünf Jahre später wiederholte Dr. Roberts sein Kaufangebot bezüglich der Farm gegen Herrn Meinhard, und dieses Mal schlug derselbe ein.

Damals erschienen in allen Zeitungen Artikel, welche Minnesota als ein wahres Eldorado für Farmer schilderten.

Noch war die Farm nicht geräumt, da saß eines Mittags Herr Meinhard mit der Zeitung am Tische und sagte zu Frau Anna:

„Ich habe mir erklären lassen, daß „Minnesota“ indianisch ist und „lachender Wiesengrund“ bedeutet! Ich werde in Minnesota Land ankaufen!“

Herr Meinhard war ein thatkräftiger Mann. Als gelernter Zimmermeister hatte es ihm in Europa nicht glücken wollen, da war er nach Nordamerika ausgewandert, hatte seine Farm in Schwung gebracht und durfte nun für einen gemachten Mann gelten.

Auch jetzt verfolgte er den neuen Plan mit voller Kraft.

Seine Leute behielt er samt und sonders im Dienst, auch den treuen Neger, und mitten in der besten Jahreszeit fuhr er im eigenen Gespanne mit wenigen Habseligkeiten dem Norden zu, um Peimbina zu erreichen. Peimbina und Wanda waren die nächsten Städte in der Nähe der feilgebotenen Landstrecken.

Herr Meinhard hatte alles wohl erwogen. — Nachdem er seine Familie in gedachter Stadt vorläufig untergebracht, ritt er, einfach gekleidet, aber gut bewaffnet, ganz allein nach Wanda hinüber, woselbst ein gewisser Mr. Edward Bird Land ausbot. Vor seinem Komptoir prangte mit großen goldenen Lettern das Doppelwort: „Settlement-Office“.

Im Bureau saß ein schmaler, langer Yankee mit semmelfarbenem Koteslettenbart am Pult.

„Sie haben Land in Minnesota zu verkaufen?“

„Yes, Sir!“

Der Blonde schnellte empor.

„Gut, ich möchte dergleichen kaufen.“

Der Yankee holte schweigend eine Karte hervor, zeigte und beschrieb das Land.

„Das gefällt mir!“ meinte Herr Meinhard. „Was kostet das Land?“

Der Preis war sehr mäßig, fast gering. Meinhard bestimmte also die Acre-Zahl nach seinem Bedürfnis und sagte dann:

„Wäre es Ihnen nun gefällig, mit zum Sheriff zu kommen?“

„Wozu?“

Den Kauf zu bestätigen!“

„Das eilt nicht, ist überhaupt nicht nötig!“

„Für mich aber doch, Sir!“

Wollte Mr. Bird sich nicht eine Blöße geben, so mußte er wohl oder übel mitgehen. Er machte dann auch gute Miene zum bösen Spiel und merkte bald, daß Herr Meinhard kein Grünhorn oder Neuling sei. Während der Verschreibung hatte Herr Meinhard sogar Gelegenheit, Mr. Birds Spiel zu durchschauen, als nämlich die Zahlungsbestimmungen festgestellt wurden. Die eine Hälfte sollte sogleich, die andere in zwei Raten jedesmal genau ein Jahr später entrichtet werden; wenn diese Bedingung aber nicht innegehalten würde, sollte das ganze Land mit allen Früchten und Gebäuden wieder an Mr. Bird zurückfallen. Als die Urkunde vollzogen war, empfahl sich Meinhard höflich und ritt bis zum „Red Sea“, wo nach Angabe Mr. Birds der „Agent der Gesellschaft“ für längere Zeit weilte. So war es in der That. Ein dunkeläugiger, glattrasierter und geschorener Yankee wies dem Farmer sein Land an und zog dann seiner Wege. Meinhard sann vergeblich nach, wo er diesem Gesichte schon im Leben begegnet sei.

Nun begann ein reges Leben auf dem erworbenen Grund

und Boden, auf welchem zunächst ein schönes Wohnhaus errichtet wurde. Es hatte eine wirklich prachtvolle Lage: rechts und links erblickte man den dunklen Urwald, in welchem Vogelscharen ein großes Geschrei verursachten, geradeaus sah man den „Red Sea“, in dem unzählige Viber hausten, nach Süden aber überschaute man eine wellige, von Flüssen und Seen durchbrochene Ebene. In einer künstlich zwischen Eichen, Buchen und Fichten geschaffenen Lichtung lag das komfortabel eingerichtete Haus da; bald war alles im Stande, indes die Farmersleute in zwei Zelten kampierten. Die Einrichtung des Hauses beschaffte Herr Meinhard aus Peimbinä, gleichzeitig erlegte er in Manda zu Mr. Birbs größtem Erstaunen die ganze Kauffumme und erhandelte dort gutes Rindvieh, sobald das erste Futter da war. Eine vorzügliche Arbeitskraft besaß Herr Meinhard in dem treuen David, der durch das neue Gesetz ein „freier Mann“ geworden. Ehe der Herbst ins Land gezogen war, standen bereits die Ställe fix und fertig da. Dann wurde gepflügt und der Boden urbar gemacht, gepflanzt und gesäet. In dem äußerst milden Winter errichtete man die Scheune und begann mit der Einsezung der Fenz. Im Frühjahr wurde eine Menge Landes urbar gemacht und viel Mais gebaut. Ein großes Glück war für die Farm die Entdeckung eines Mergellagers, welches Dünger lieferte, und die Bloßlegung einer Quelle, die einen prächtigen Brunnen abgab. Nach einem Jahre sah Meinhard's Farm am Red Sea ebenso schmuck aus, wie einst die Besitzung am Missouri.

Nach und nach stellten sich auch die Besitzer der Nachbarmörfarmen ein, um dem neuen Genossen einen Besuch abzustatten und gute Beziehungen herzustellen.

Eine besondere Freude gewährte es aber der Familie Meinhard, daß sie Nachbarn in unmittelbarer Nähe erhielt:

Eine deutsche Familie, der es in der Heimat zu enge geworden, kaufte Mr. Bird die nächsten Acres, die an Mein-

hards Farm grenzten, ab, und bald erschienen auch die „Käufer“ in Begleitung des „Agenten“. Als David den Herrn sah, lief er schreiend davon, indem er rief:

„Mr. Stokes, Mr. Stokes!“

„Narr,“ meinte Kurt, „du bist jetzt ein freier Mann; warum läufst du vor ihm fort?“

„Ach, Massa,“ gab David kläglich zurück, „Gewohnheit, Gewohnheit!“

Herr Meinhard lächelte:

„Ja, Gewohnheit hat große Kraft!“

Jetzt wußte er, wo er dieses Gesicht schon gesehen!“

Die Nachbarmfamilie führte den Namen „Krüger“ und bestand aus Vater, Mutter und zwei Söhnen von 15 und 16 Jahren, Adolf und Leopold. Herr Meinhard kam allen freundlich entgegen und sprang ihnen überall mit Rat und That bei. So kamen denn die neuen Nachbarn bald einigermaßen zurecht; zwischen Kurt, Adolf und Leopold aber entwickelte sich eine intime Freundschaft.

Ein Jahr war fast vergangen, seitdem die Krügers ihre Farm bezogen hatten, und schon wies die Stirn des Hausherrn tiefe Sorgenfalten auf. Herr Meinhard sah es und — lächelte, denn er kannte die Ursache nur zu wohl.

„Nachbar,“ sagte er eines Morgens über die Fenz hinüber, „Nachbar, welche Sorge drückt Euch?“

Krüger blickte auf und gestand dann, daß er in Geldverlegenheit sei.

„Ei, wie das? Habt Ihr auch den famosen Kontrakt über den pünktlichen Zahlungsmodus unterzeichnet?“

„Ach Gott, ja!“

„Seht Ihr, so verdienen diese Spitzbuben in vielen Fällen neunmal an einer Farm das Zehnfache des Wertes,

indem sie schlauer Weise berechnen, daß es jedem Squatter schwer fallen muß, im 2. Jahre den Betrag des vierten Teils der ganzen Zahlung zu decken, da an eine Verwertung der Ernte selten zu denken ist! Sorgt Euch aber nicht, Nachbar, ich schieße zu, was Euch fehlt!"

"Das wolltet Ihr?"

"Und warum nicht? Würdet Ihr nicht ebenso handeln?"

"Ja, das würde ich, bei Gott!"

"Nun, sehet Ihr? — Also abgemacht, Ihr könnt das Geld zu jeder Zeit haben!"

Am Tage vor dem Zahlungstermin erschien denn auch wirklich der „Agent Mr. Stokes“ und erkundigte sich bei Krüger, wie es mit der Zahlung stehe.

"Ei, das Geld könnt Ihr haben!" lachte dieser. „Geopold, laufe mal zu Nachbar Meinhard und bitte ihn, das Bewußte mitzubringen!"

Der Gerufene war schnell da und legte schweigend ein Päckchen auf den Tisch; Krüger zählte es auf und legte dann eigenes Geld hinzu, schob darauf den Kontrakt dem Agenten hin und sagte:

"Ist's gefällig? Dann quittiert!"

Der „Agent“ unterschrieb zornbebend, Herr Meinhard aber sagte:

"Mr. Stokes, es ist mir sehr angenehm, Sie begrüßen zu können, da Sie während des Krieges gegen Zahlung von 50 Dollars meine Farm sehr friedsam behandelten; ich danke Ihnen nochmals dafür!"

Stokes biß die Zähne zusammen, packte sein Geld ein und brummte im Fortgehen:

"Ich wollte, ich hätte es damals anders gemacht; du hättest uns dann nicht schon zweimal ‚in den Wurf‘ kommen können!"

Die Zeiten des Krieges und die nachfolgende Periode der

Parteikämpfe hatten in der Bevölkerung der Unionsstaaten alle Leidenschaften entfacht und auch die „roten Leute“ in Unruhe versetzt. Sie tanzten ihre Kriegs- und Geistertänze und sammelten sich zu Scharen zusammen. Wehe den Ansiedlern, die jetzt überfallen wurden! Damals waren auch die Squatters auf ihrer Hut, und die vorgeschobenen Ansiedlungen in Minnesota auf dem Seenplateau ganz besonders.

Um diese Zeit saßen Mr. Bird und Mr. Stokes auf ihren Wiegenstühlen in der „Settlement-Office“ zu Manda und bliesen den Rauch ihrer schweren Cigarren in die Luft.

„Ich wundere mich, daß er zahlte!“ sagte Mr. Bird. „Im andern Fall hätten wir keinen schlechten Gang gemacht!“

Mr. Bird schüttelte dabei den Kopf.

„Das hat der schuftige Meinhard schuld,“ grollte Stokes, „derselbige, der auch Euch, Mr. Bird, zu gerieben war!“

Mr. Bird warf seinem „Compagnon“ einen bösen Blick zu.

„Wie wäre es mit den Sioux? Sie sind eben im Kriegszustande, und Ihr seid ja dort bekannt!“ sagte er dann.

„Ich will's versuchen!“

„Stellt mich aber nicht bloß, ich würde Euch bei einem Konflikt mit der Landespolizei verleugnen!“

„Bah, Eure Reputation würde auch nicht schwer ins Gewicht fallen, wenn das Gegenteil einträfe!“

Wieder schloß Bird einen bösen Blick nach Mr. Stokes.

„Reist Ihr bald?“

„Noch heute!“

So schieden die beiden Ehrenmänner.

Acht Tage später rauchte Mr. Stokes mit dem „Great Eagle“ der Sioux die Friedenspfeife in des letzteren Wigwam. Beide verhandelten eifrig zusammen.

„Man wird es merken!“ gab der große Adler bedächtig im schlechten Englisch zurück.

„Mein roter Freund kann den Streich auf die Delawaren schießen; er kennt ja ihre Weise und ihre Kriegsfarben!“

Des großen Adlers Augen glühten im Feuer der Nachsicht.

„Mein weißer Bundesgenosse hat recht,“ sagte er, „die Delawaren sind Hunde!“

„Gut, so sind wir einig!“

„Bei Manito, wir sind es!“

Er hielt die offene Hand hin, in welche der Ehrenmann Stokes fünfzig blanke Dollars zählte.

„Und die übrigen Geldstücke?“ fragte der Indianer lauernd.

„Siegen nach vollbrachter That in der hohlen Eiche, wo ich den großen Adler zuerst traf!“

„Well!“

An demselben Tage verschwand Mr. Stokes aus dem Indianerlager, wie er gekommen. Es ging ihm wie den Möven beim Anzuge eines Sturmes.

„Begleitest du mich heute mit auf die Biberjagd?“ fragte an einem schönen Spätsommernachmittage Kurt seinen Freund Leopold Krüger.

„Gewiß, Kurt! Doch der Vater warnte mich noch heute, es seien Indianer in der Nähe gesehen worden!“

„Gesehen wohl noch nicht, Leopold; man vermutet sie nur in der Nähe!“

„Nun, dann gehe ich mit!“

Old David schloß sich den beiden aus Vorsicht an, und bald waren die Biberniederlassungen erreicht.

Während ihrer Beschäftigung stellen die Tiere Wachen aus, so daß es schwer ist, sie zu beschleichen. Um so geschätzter ist ihr Wildpret; ein besonderer Lederbissen der Schwanz. Der Pelz ist auch kostbar und der Beute wert! — Unsere drei Freunde waren so ganz in ihre Aufgabe vertieft, daß sie

das Nähen einer schlanken Indianergestalt überhörten. Der junge Krieger legte old David plötzlich die Hand auf die Schulter, und als er vor Freude laut aufschreien wollte, die andere Hand auf den breiten Mund.

„Apuk-wa!“ konnte der Schwarze nur gurgeln.

Der Häuptling reichte Kurt die Hand, gebot ihm Schweigen und führte alle drei in ein dichtes Gebüsch.

Hier erst gab er seiner Freude Ausdruck, die alten Freunde wiederzusehen, ließ sich die Farm zeigen und flüsterte dann:

„Apuk-wa kommt; der Häuptling ist jetzt auf dem Kriegszuge gegen die Sioux, die das Kriegsbeil ausgegraben haben. Sagt meinen weißen Brüdern, daß sie Vorsicht üben, denn die Sioux sind in der Nähe! Ihr werdet die schlanke Vinse bald bei euch sehen! Ich habe geredet!“

Damit schritt er rasch durch das Unterholz dem Urwalde zu.

„Was ist nun zu thun?“ fragte Kurt.

„Nach Hause eilen!“ riet David. Die beiden Jünglinge folgten dem Rate und erreichten glücklich die Farm, wo die Nachrichten, die sie mitbrachten, große Unruhe erzeugten. Herr Meinhard einigte sich sogleich mit seinem Nachbar Krüger, daß man die Nacht über unter Gewehr bleiben wolle.

Dieses geschah, aber die Nacht ging friedlich vorüber.

Am nächsten Abend saß die Familie Meinhard gegen 10 Uhr beim Abendsegen, als sich plötzlich die Thür aufthat und — Apuk-wa eintrat.

Allgemeine Bewegung!

Der Häuptling aber sagte:

„Meinen weißen Freunden droht Gefahr, darum habe ich meine persönlichen Pläne aufgegeben und bin gekommen, euch beizustehen! Ihr habt den roten Mann gerettet, aufgenommen, belehrt; der rote Mann wird für euch kämpfen!“

Er reichte Kurt die Hand und fuhr fort:

„Der große Geist hat mir zugeflüstert, daß ich bald in

die seligen Jagdgründe meiner Väter einziehen soll; dieser junge Jäger hier aber soll noch lange leben und seines Freundes gedenken!"

Er teilte nun mit, daß er die Farmen mit dreißig Delawarenkriegeren besetzen werde, denn diese Nacht würden die Sioux unter den Farben der Delawaren dieselben angreifen. Er selbst habe vorgestern diesen Plan des „großen Adlers“ belauscht; der Siourhäuptling aber sei von einem Weißen dazu gedungen, den er selbst bei seinem Gange zu den Indianern beobachtet. Er beschrieb ihn so genau, daß Herr Meinhard rief:

„Mr. Stokes! Dachte ich es nicht? Man möchte uns die Farmen leid machen! Da es nun auf die eine Weise nicht geht, soll es auf die andere geschehen!"

Apuſ-wa traf inzwischen alle Anordnungen zu einem Überfall der Erzfeinde seines Stammes. Vor den Fenzen wurden Reisighaufen aufgehäuft, die roten Delawarenkrieger aber rundum verteilt. Herr Meinhard, Herr Krüger, deren Söhne, old David und die Knechte dagegen verteilten sich auf den Höfen. Kurt schloß sich ganz Apuſ-wa an. Dieser hielt Fackeln bereit, während jetzt alles in Dunkelheit und anscheinend im Schlafe lag.

Plötzlich, gegen 1 Uhr des Morgens, erscholl ein entsetzliches Angriffsgeheul der Sioux. Da aber flammten die Fackeln auf, brannten die Reisighaufen hell empor. Die Räuber wurden schlimm empfangen und verloren gleich beim ersten Anlauf zwanzig Krieger.

Da ertönte der Schlachtruf der Delawaren, und jetzt regte es sich überall, die Sioux sahen sich verfolgt und nun ihrerseits angegriffen!

Allen voran war Apuſ-wa, ihm zur Seite Kurt Meinhard. Beide verfolgten den großen Adler, Kurt hingerissen von einer plötzlichen Streitlust.

Da wandte sich der Sioux und warf das Schlachtbeil

nach Kurt. Noch eine Sekunde und es mußte des Jünglings Haupt zerschmettern. Deshalb stieß Apuk-wa einen entsetzlichen Schrei aus und hob die Büchse, daß diese das Mordwerkzeug aufhielt, von der Art aber zerschmettert ward. Kurt war gerettet, aber der junge Häuptling wehrlos. Höhnisch lachend zielte der große Adler gelassen, dann drückte er ab und Apuk-wa fiel. In demselben Augenblick jedoch schoß auch Kurt, und the great Eagle, der sich zum Laufe umgewandt, machte einen Aufsprung, um als toter Mann niederzustürzen.

Die grausige Scene wurde von den Fackeln und den weit-scheinenden Reissigflammen tageshell erleuchtet. Der Rest der Siour hatte sich geflüchtet, die Delawaren verfolgten sie zu einem Teil, der andere sammelte sich um den sterbenden Häuptling.

Diesem war die linke Schulter zerschmettert und die große Schlagader verletzt.

Als er Meinhard und old David sah, machte er den Versuch zu sprechen:

„Apuk-wa — ist — dankbar, —“ gurgelte er leiser und leiser, „sein — junger — Freund — ist gerettet! — Der — leuch—ten—de — Stern — soll — die — Delawaren — füh—ren! Ach!“

„Er ist tot!“ sagte Meinhard, eine Thräne zerdrückend. „Ruhe in Frieden, treue Seele!“

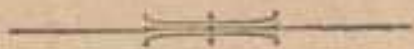
Die Delawaren stimmten sogleich die Totenklage an und begruben Apuk-wa mit seinen Waffen dicht am Red Sea, wo sein Totenhügel unter dem Namen „Apuk-was Grab“ noch heute, obwohl ganz verfallen, zu sehen ist, ein Denkmal der Dankbarkeit eines roten Mannes!“

Seitdem sind die Farmen Meinhard und Krüger von Indianern nicht mehr belästigt worden. Eine Anzeige, die Herr Meinhard beim Sheriff gegen Mr. Stokes und Mr. Bird erstattete, blieb wirkungslos; die beiden Ehrenmänner waren

verschwunden, um an einer anderen Stelle dem Galgen entgegen zu reisen.

Auf Kurt Meinhard brachten diese Ereignisse einen unauslöschlichen Eindruck hervor, so daß er ein ernster, tüchtiger Mann ward.

Die beiden Farmen gingen erst in den letzten achtziger Jahren in andere Hände über.



Leo Warren.

Erzählung von Karl Cassau.

„Nein, ich will nicht!“

Es klang fast komisch aus dem Munde des hübschen fünfjährigen Blondkopfes, der seine Gouvernante mit den großen blauen Augen so trotzig ansunkelte, wie ein gereizter Löwe.

Die Gouvernante, Fräulein Ellen Walther, blieb aber gelassen und sagte:

„Zum letzten Male, Leo, frage ich dich: Willst du Abbitte thun für deine Ungezogenheit?“

Der Knabe stampfte dieses Mal den Teppich mit den Stiefelchen und knirschte zwischen den Zähnen hervor:

„Nein, nein, ich will nicht, ich thue es nicht, ich bitte niemand um Verzeihung; hören Sie? — Niemand!“

„Ja, ich höre und werde deinem Papa —!“

Hier trat ein großer, ernster Mann, dessen Haar die ersten Silberfäden aufwies, ins Zimmer und sagte:

„Im Vorbeigehen, Fräulein Walther, hörte ich Ihre Worte! Was giebt es? Was hat Leo gethan, wofür er nicht um Verzeihung bitten will?“

Fräulein Walther erröthete und entgegnete:

„So ungern ich es sage, Herr Warren, so muß ich doch erklären, daß Leo ein gar nicht zu bändigender Junge ist! Er sollte eine falsch betonte französische Vokabel richtig nachsprechen, aber er verweigerte mir den Gehorsam und will um diese Ungezogenheit nun nicht Abbitte thun!“

Herr Warren zog ein finsternes Gesicht, dann sagte er hart und strenge:

„Leo, bitte Fräulein Walther um Verzeihung!“

Der Knabe blickte den Vater trotzig an.

„Hörst du nicht?“

Keine Antwort.

„Haben Sie denn keinen Stock?“ fragte der Hausherr finster.

Fräulein Walter verneinte.

„Das ist ein großer Fehler!“ meinte jener und ging, kam aber sofort mit einem dünnen Spazierstöckchen zurück.

„Bitte Fräulein Walther um Verzeihung!“ gebot der Vater.

Leo schaute in einen Winkel.

„Verstehst du mich?“

Keine Antwort.

Da begann die Exekution, die bei der Erregung des Vaters sehr heftig ausfiel, Leo aber bat nicht um Verzeihung.

Der Lärm zog Frau Warren herbei, die sofort ihrem Gatten in den Arm fiel und sagte:

„Aber, Max, du mordest ja dein Kind!“

„Es soll um Verzeihung bitten!“ schrie jedoch Herr Warren und schlug weiter darauf los.

Leo regte sich nicht, plötzlich aber trat dem Kinde der Schaum über die bleichen Lippen, und der zarte Körper reckte sich in krampfhaften Zuckungen.

„Um Gotteswillen, Mann! Mein Kind, mein süßer Leo!“ schrie die Mutter außer sich, raffte den Sohn auf und eilte mit dem Knaben in ihr Zimmer.

Das war eine Aufregung! Ein, zwei, drei Diener rannten nach einem Arzte hin und her, Fräulein Walther rang die Hände, Frau Isabella Warren jammerte, Herr Max Warren aber ging finster sinnend im Zimmer auf und ab. Er faßte

einen Entschluß: nach einer halben Stunde, als der erste Arzt die Eltern beruhigt, daß nur eine hochgradige Erregung vorhanden gewesen, die keinerlei Folgen hinterlassen werde, ließ er Fräulein Walther kommen und sagte:

„Hier liegt die Summe von 400 Mark für Sie aufgezählt; ich bitte, daß Sie mein Haus sogleich verlassen, da Sie sich dem Knaben gegenüber als machtlos erwiesen haben!“

„Aber, Herr Warren, er hat Ihnen ja ebensowenig gehorcht!“

Herr Warren zuckte zusammen.

„Allerdings,“ gestand er; „dieses wäre jedoch nicht möglich gewesen, wenn Sie es nicht hätten so weit kommen lassen!“

„Gut,“ erwiderte die junge Dame, „ich will, hiermit zufrieden, gehen, aber die Ungerechtigkeit wird sich bitter an Ihnen selbst rächen!“

Sie verschwand; Herr Warren jedoch schrieb sogleich an seinen Freund, Professor Reimers. Acht Tage später stellte Herr Warren seiner Gattin und Leo den neuen Hauslehrer, Herrn Heinrich Kramer, Studiosus Philologiae, vor.

Jetzt begann ein neues Leben.

Herr Kramer machte der Empfehlung des Professors Reimers alle Ehre. Zunächst ging die Sache auch recht gut; Leo lernte vorzüglich, war stets gehorsam und artig, so daß die Eltern, hoch erfreut, schon gewonnen zu haben glaubten, als ein Umstand alles Aufgebaute wieder über den Haufen stieß: Eines Tages hatte Leo sein Pensum Latein nicht gelernt; er sollte nachmittags mit nach dem nächsten Dorfe fahren, wo Herr Warren einem Gutsbesitzer seinen Besuch abzustatten gedachte. Jetzt diktierte Herr Kramer Leo die Strafe zu, er solle daheim bleiben und lernen. Da war plötzlich alles aus! Ein Auftritt, wie der zu Anfang geschilderte, wiederholte sich, ohne daß der Knabe zu bewegen gewesen wäre, nur einen Blick in das Buch zu thun. Ein Quartal später nahm Herr Kramer seinen Abschied.

Herr Max Warren war Besitzer einer großen Glasfabrik, die etwa eine Viertelstunde von der Vorstadt der Residenz entfernt lag. Es war natürlich für ihn, den vermögenden Mann, ein Leichtes, die Lücke, die durch Herrn Kramers Abgang entstand, auszufüllen, aber bald ging auch der neue Lehrer wieder; ihm folgte ein zweiter, ein dritter und ein vierter; lange blieb keiner, und stets lautete das Urteil:

„Leo ist ein verstockter Charakter!“

Herr Warren zweifelte nicht im geringsten daran, hatte es aber nie wieder nach jenem Vorfalle versucht, seinen Sohn persönlich zu strafen; Frau Isabella würde es auch nicht gelitten haben.

Endlich war Leo 9 Jahre und alt genug, den Weg zur Stadt allein machen zu können. Herr Warren meldete ihn deshalb für das dortige Gymnasium an.

Er wurde in die Quinta gesetzt. — Ordinarius der Klasse war der alte, wohlerfahrene Oberlehrer Dr. Tram. Dieser besaß einen scharfen Blick. Er erkannte sofort, daß Leo Warren ein begabter Junge, aber auch ein unbeugsamer Charakter sei.

Am ersten Morgen sammelte sich in der Pause die ganze classis Quinta um den Neuling.

„Wir wollen ihn einweihen!“ sagte Felix Nolte, der Sohn des Musikdirektors. „Stellt euch auf!“

Man bildete zwei Reihen. Durch dieses Spalier sollte Leo gehen und dabei von jedem Schüler unzählige Faustschläge empfangen.

„Nun laufe durch!“ meinte der Primus, Eugen Hammer, der Sohn des Kammerpräsidenten; „für den schnellen Läufer ist das gar nichts!“

Leo blickte finster drein.

„Vorwärts, vorwärts!“ brüllten die Bengel.

Leo nahm auch wirklich einen Anlauf, stürzte sich dann aber auf die beiden ersten Schüler und schlug alle beide durch

einen wohlgezielten Faustschlag nieder. Darauf verschränkte er die Arme und fragte trotzig:

„Wer will den nächsten Schlag haben?“

Die Reihe löste sich, die Zungen umdrängten ihn. Aber Leo streckte wieder zwei nieder; die andern wagten nun nicht, nochmals anzugreifen.

„Er ist tapfer!“ schrie jetzt Felix Nolte. „Löwe soll er heißen!“

„Ja, Löwe, Löwe!“ stimmten die andern bei. Man schüttelte ihm die Hand. Leo war der Held des Tages und bald — der Tonangeber in der Klasse.

In dieser begann von da an sich ein böser Geist zu regen! Eines Morgens hatte sich die ganze Quinta nicht im Lateinischen präpariert. —

„Dr. Tramway,“ spottete Leo tags zuvor vor der ganzen Klasse, „läuft so rasch durch die Grammatik, wie ein Wagen der Pferdebahn durch die Stadt! Denkt er vielleicht, wir wären Reitpferde! Er hält unser Gedächtnis wohl gar für einen Straußenmagen oder für einen Reisekoffer, den man bis obenhin voll zu packen pflegt!“

„Bravo, bravo!“

„Unterlassen wir's also, uns für die lateinische Stunde zu präparieren!“

„Und wenn er straft?“

„Trommeln die übrigen ihn hinaus!“

„Bravo! So sei es!“

Dr. Tram ahnte jedoch das Komplott. Er war viel zu klug, um es bis aufs äußerste kommen zu lassen; er lenkte vielmehr ein und wußte die Klasse durch kluge Behandlung in Parteien zu zerlegen; dann ging er unerbittlich vor, und der erste, welcher den Spaß mit sechs Stunden Karzer zu büßen hatte, war Leo Warren.

Übrigens behielt der Lehrer den Namen „Dr. Tramway“ bei den Schülern lebenslang.

Ähnlich ging es in der Quarta zu, wo Dr. Boß das Klassenrezepter schwang. Er war nicht minder strenge und drohte einmal sogar mit dem Stocke, worauf Leo ihm den Namen „Dr. Holzboß“ beilegte, den der strenge Herr nie wieder los ward. In dieser Klasse nahm sich Leo Warren übrigens so zusammen, daß nichts Schlimmes über ihn in den Censuren bemerkt wurde.

Herr Max Warren und Frau Isabella wiegten sich in den schönsten Hoffnungen. —

Die Tertia sollte alles zerstören, was davon bis jetzt erwachsen war!

Eine nach unsrer Meinung übel angebrachte Rücksichtnahme und falsche Humanität schafft hier bei den Rangen den Stock ab und legt ihnen das „Sie“ bei. Wer diese „halbflüggen Jungen“ einmal genauer angesehen, wird zwischen diesen Knaben gerade das Gros der Skandalmacher auf den Schulen finden. Das „Sie“ und die Wegdekretierung von Stockschlägen, welche „das Ehrgefühl befestigen sollen“, steigen den Halbwüchsigen offenbar zu Kopf.

Man spielt äußerlich den „Herrn Studenten“, trägt farbige Mützen und Bänder, hält „Sängerabende“ ab, die nur zu häufig zu „Kneipabenden“ werden, raucht lange Studentenpfeifen und — läßt im übrigen — den lieben Gott einen guten Mann sein!

Klassenordinarius war Dr. Uße, ein liebenswürdiger, gelehrter Herr, der besonders der Humanität das Wort redete. Leo Warren gab ihm sofort den Kosenamen „Dr. Uhu“, und dieses nur deshalb, weil derselbe ihm einige Male sein Schicksal vorhergesagt hatte.

Eine Plage waren für den Singlehrer der Anstalt die beiden Singstunden in der Tertia.

Der arme Mann hatte hier viel zu leiden. Er führte den Namen Singer. „Nomen est omen!“ lachten die Tertianer.

„Heute bemühte sich der arme, vielgequälte Mensch, der Klasse den Begriff von syncopierenden Noten in Gegenbewegung, die in einem Motettensatz vorkommen, klarzulegen. Der Text lautete: „Die Gnade Gottes bleibt ewiglich. Amen!“ Der fleißige Herr machte sich die Mühe, den Satz äußerst sauber an die Notentafel zu schreiben.

„Herr Klinger!“ rief hier einer der Schüler. „Es fehlt im Text ein Komma oder Punkt!“

„Wo denn?“

„Hinter ewiglich!“

„Richtig!“

Und er setzte es sogleich; die Verunstaltung seines Namens überhörte der gute Herr.

„Muß hinter Amen ein Punkt oder ein Ausrufungszeichen stehen, Herr Singer?“ fragte jetzt Anselm Hirschmaier, der Sohn des Bankdirektors.

„Ein Ausrufungszeichen!“

„Warum genügt nicht ein Punkt, Herr Schreier?“ fragte Leo darauf sehr einfältig.

„Schreier? Ich heiße Singer!“

„Pardon, ich habe mich versprochen!“

Die Klasse lachte.

„Ein Ausrufungszeichen ist richtiger!“

„Warum, Herr Sang?“ warf Benno Wirbacher, der Sohn des Bierbrauers, ein.

„Singer heiße ich!“ schrie der Lehrer.

„Verzeihung!“ gab der Junge zurück. „Ich muß es falsch verstanden haben. Aber warum genügt ein Punkt nicht?“

„Weil Amen den Sinn einer Betonung hat! Es bedeutet: Es soll so geschehen!“

„Ah!“

Und die ganze Klasse „achte“ ihm nach.

Zum Glück schellte es gerade, und Herr Singer war endlich erlöst.

„Gebt acht!“ lachte darauf Leo Warren. „In der nächsten Stunde giebt es einen Kapitalspaß!“

Er war ein vorzüglicher Zeichner, der im geometrischen Zeichnen, wie in Arabesken und Landschaften, besonders aber in Karrikaturen etwas Erhebliches leistete. Flugs wischte er die Notentafel aus und zeichnete den dreistimmigen Satz dann darauf so an, daß die Noten lauter kleine Uhus darstellten, was gar zu lächerlich aussah. Dazwischen streckte sich der Text, zierlich, aber mit verstellter Handschrift geschrieben, aus: „Der Doktor Uhu schreit: Uhu, uhu, uhu!“

Dann nahm er die Tafel ab und stellte sie an ihren gewöhnlichen Platz an die Wand.

„Du, Hugo Schramm,“ sagte er hierauf, „erbietest dich nächstes Mal, die Tafel anzuhängen! Ich Sorge dann dafür, daß sich Singer nicht umdreht! Ihr übrigen aber singt dann den famosen Text fein säuberlich und laut!“

Ein Hurra antwortete ihm.

Und genau so wurde das böswillige Programm ausgeführt.

Herr Singer erstarrte fast zur Bildsäule wie Lots Weib, als er gänzlich unvorbereitet den seltsamen Text hörte und, sich dann umwendend, die Uhus erblickte. Die Klasse brach in ein jodelndes Gelächter aus, Singer aber eilte zum Direktor.

Die erste Untersuchung ergab nichts, in der zweiten aber erklärte Herr Schweizer, der Zeichenlehrer, die Karrikaturen habe niemand anders zeichnen können als — Leo Warren.

Die Folge war, daß er in der Konferenz des Lehrerkollegiums das Abeundi unterzeichnen mußte.

Als Herr Warren hierüber die Benachrichtigung vom Direktor erhielt, verließ ihn abermals der Gleichmut, und „Herr Leo“ erhielt eine so kräftige Züchtigung, daß er lange nachher jedem derartigen Streiche aus dem Wege ging.

An das Unterschreiben des Consiliums abeundi knüpft sich

nämlich die Bedingung, daß der Schüler bei dem nächsten dergleichen Fall die Schule sofort verlassen muß. —

Herr Warren aber drohte seinem Sohne, wenn dieses geschähe, würde er ihn sofort auf ein Schiff bringen und nach Amerika schicken, indem er sich für immer von ihm lossage. Das fruchtete! Aber zwischen Vater und Sohn hatte sich seit diesem Tage eine große Kluft aufgethan, die nichts mehr ausfüllen konnte.

Um diese Zeit starb Herrn Warrens Bruder und hinterließ einen mit Leo gleichaltrigen Sohn Stephan. Herr Warren nahm diesen an Kindesstatt in sein Haus und hielt ihn gleich dem eigenen Knaben.

Stephan war ein guter Junge, fleißig, intelligent, folgsam und gutmütig.

Leo suchte ihn allerdings zu allerlei Thorheiten zu verleiten, aber Stephan folgte ihm nicht.

„In dir kreist Philister- und Fischblut!“ lachte nun Leo. „Du bleibst lebenslang eine alte Schlafmütze!“

Aber die Schlafmütze überflügelte Leo in allem, so daß sie in der Sekunda Primus wurde, während der stolze, ehrgeizige Leo mit einem der untersten Plätze fürlieb nehmen mußte.

Dank der Weichheit und Verzärtelung seiner Mutter verfügte Leo Warren stets über ein reiches Taschengeld. Man hat oft genug davon gehört, daß solches nicht gut sein kann. Ich will deshalb hier nicht lange Moral predigen, sondern mich an die Thatfachen halten.

In der Sekunda gab der alte ehrenwerte Professor Stille Mathematik. Die übermütigen Scholaren nannten ihn nur „Vater Pappus oder Onkel Pythagoras“, weil er auf diese beiden Sätze das größte Gewicht legte. Stille verstand etwas, aber seine trockene Darlegungsweise ließ die jungen Geister vor seinem Katheder kalt. Vielmehr fann die übermütige Jugend in diesen Stunden auf allerlei Streiche, die dem alten

Herrn gespielt werden könnten. Da gab es dann der Allotria viele, aber Effekt machte keines der ausgeführten Schelmenstücke.

Da beriet sich eines Tages Leo Warren mit seinen Kommilitonen Riez und Wöhlich. Das Ergebnis war folgendes: Riez mußte für Leos Rechnung einen Posten Salonfeuerwerk besorgen; eine Zündschnur fehlte nicht. An ihr probierte Wöhlich sorgfältig, wie lang sie sein mußte, um zwei Stunden lang zu glimmen. Dann wurden zwei Kanonenschläge und ein Posten Frösche morgens früh in das Klassenkatheder praktiziert, die Zündschnur angelegt und angebrannt. Dann ward der Deckel zugeklappt, und — das Attentat war fertig! Die erste Stunde gab der Direktor. Er zog einige Male die Nasenflügel zusammen, sagte aber nichts. Darauf trat Professor Stille ins Zimmer und nahm seinen Platz auf dem Katheder ein.

„Riecht es hier nicht nach Schwefel?“ fragte er nâselnd wie immer.

Keine Antwort.

„Wir blieben bei der Cardanischen Formel stehen! Bei welchen Gleichungen wird sie angewandt, Riez?“

„Bei den kubischen!“

„Richtig! Aber — riecht es Ihnen hier nicht auch nach Schwefel?“

Ein Gelächter war die Antwort.

Der alte Herr fuhr verlezt fort:

„Woher stammt ihr Name, Günther?“

Von dem berühmten Cardanus!“

„Wohl! Geben Sie mir Näheres an, Willeke!“

„Maria del Fiore, ein Schüler des Scipio Ferreus in Bologna, lernte die Auflösung der kubischen Gleichungen von seinem Lehrer im Anfange des 16. Jahrhunderts. Aber auch Nicola Tartalea in Brescia fand sie und zwar durch eigenes Nachdenken! Nach einem Wettkampf zwischen den beiden, teilte der letztere die Lösung seinem Freunde Hyeronimus Cardanus, Arzt zu Bologna, mit; dieser aber veröffentlichte sie trotz des

gegentheiligen Versprechens um 1545 in seinem Buche: „Ars magna!“

„Sehr gut!“

In demselben Augenblick erhob sich im Katheder ein Gepressel, daß Professor Stille entsetzt zurückfuhr und bei den beiden Kanonenschüssen vom Katheder flüchtete.

Ein entsetzliches Gelächter und Gejohle ertönte nun in der Klasse; Leo Warren feierte einen vollständigen Triumph.

Zufällig kam der Direktor hinzu, und nun begann die Untersuchung, die jedoch kein Resultat zu Tage förderte. Es ist aber nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen! In den Handlungen ward Nachfrage gehalten, und so ergab es sich, daß Riez Feuerwerkskörper gekauft. Der Gymnasiast gestand denn auch in der äußersten Bedrängnis, daß Leo den Streich ausgeheckt. Das war dessen Unglück. Er wurde von der Schule verwiesen!

Als Herr Max Warren die Zustellung dieses Faktums erhielt, erblaßte er.

„Was hat Leo gethan?“ fragte er Stephan.

„Onkel, erlasse mir den Bescheid! entgegnete Stephan.

Leo selbst gab eben so wenig Antwort, als aber Herr Max in unheimlicher Ruhe schwur, sein Wort halten zu wollen, sagte es Stephan, fügte aber hinzu:

„Es war aber doch nur ein Jungenstreich, Onkel!“

„Ja, Mann,“ fiel hier Frau Isabella ein, „ein Knabenstreich!“

„Ein Bubenstreich!“ entgegnete Herr Warren scharf. „Wie leicht konnte der alte Herr an dem Schrecken den Tod haben, wie leicht konnte der Kasten des Katheders gesprengt werden und ein Unglück geschehen!“ —

Damit wandte er sich an Leo:

„Mache dich bereit, mich morgen nach der Seestadt zu begleiten!“

Frau Isabella jammerte, Herr Warren aber blieb fest.

Andern Tages reisten in der That beide ab, um in der Seestadt einen Geschäftsfreund Herrn Warrens aufzusuchen, der Herrn Max den Kapitän Gert Swenson warm empfahl. Dieser hatte andern Tags eine geheime Unterredung mit dem Fabrikanten, infolge deren Leo vierundzwanzig Stunden später als Schiffsjunge eingekleidet und wohl ausgerüstet auf Kapitän Swensons Dampfer „Nautilus“ gebracht ward. Herr Max dagegen reiste, ohne Abschied von dem „ungeratenen Sohn“ genommen zu haben, der Heimat wieder zu.

Der „Nautilus“, ein neuer Dampfer, welcher einer Aktien-
gesellschaft gehörte, mit Kohlen für eine argentinische Stadt be-
frachtet war und vermöge seiner besonders derben Bauart vor-
züglich seetüchtig sein mußte, hielt indessen seinen Kurs nach
Südamerika strikte inne. Das harte Leben eines Schiffsjungen
schmeckte dem verwöhnten Leo Warren freilich zuerst recht bitter,
nach und nach aber gewöhnte er sich daran und blieb trotzigen
Sinnes wie bisher. Auf der Fahrt wurde Dover angelaufen.
„Willst du nicht an deine Eltern schreiben, mein Junge?“
fragte ihn hier Kapitän Swenson.

Leo schüttelte den Kopf.

„Well!“ nickte jener und ging.

Man erreichte bald nachher das sturmreiche biskayische
Meer, wo in der That ein harter Sturm das Schiff in
Empfang nahm. Leos Herz bebte, als er in dieser Aufruhr
der Elemente blickte. Himmel und Meer schienen eins zu sein,
das letztere wurde jetzt bis auf den Grund aufgewühlt, dann
zu turmhohen Bergen emporgepeitscht. Dazwischen brüllte der
Donner, zuckten unzählbare Blitze. Die Erde schien das Meer
verschlengen, das Meer aber den Himmel zu sich herabreißen
zu wollen. Dabei mußte Leo auf seinem Posten auf dem Hin-
terdeck ruhig aushalten! Neben ihm stand der älteste Matrose,
Jürgen Schmidt. Dieser beobachtete Leo unausgesetzt und

nichte öfter befriedigt. Kapitän Swenson ließ das Schiff den Kurs auf die hohe See hinaus nehmen und dann mit dem Winde treiben. Als der Sturm ausgetobt, steuerte der „Nautilus“ der Höhe von Oporto zu und nahm nun den Kurs auf diesen Hafen, dort Wasser und Fleisch zu erwerben.

„Hm,“ meinte da Jürgen Schmidt zu Leo, „gut gehalten, junger Herr; werdet noch einmal eine ordentliche Wasserratte!“

Er reichte ihm die Hand.

Leo schüttelte sie herzlich; es machte ihm Freude, jemand durch seinen Mut zum Freund gewonnen zu haben.

„Habe meinen Spaß an einem solchen Jungblut!“ meinte der Alte. „Will Euch so ein bißchen einweihen in alles!“

„O, da wäre ich Euch dankbar!“ meinte Leo. „Der Schifferberuf ist jetzt meine Aufgabe, da muß ich überall zu lernen suchen!“

„O, mein Buch, junger Herr, steht zu Eurer Verfügung!“

„Das ist mir lieb!“

Man lief Oporto an.

Wieder trat Kapitän Swenson zu Leo:

„Wir legen in Oporto bei; willst du nicht nach Hause schreiben?“

„Nein, Herr Kapitän!“

„Auch nicht — an die Mutter?“

Leo zuckte zusammen, dann aber erwachte der alte Troß in ihm:

„Nein,“ sagte er, „man — würde mir — doch nicht glauben!“

„Was du selbst verschuldet hast!“ fügte Swenson bei und drehte ihm den Rücken zu.

Während das Schiff wieder in See war, studierte Leo eifrig sein praktisches Schifferbuch.

Spöttisch blickte ihm der erste Lieutenant James Fox, ein Engländer, zu und sagte dann ironisch:

„Merkwürdig, daß ihr Deutschen glaubt, alles durch

Bücherweisheit bezwingen zu können; ihr seid Bücherwürmer, aber keine Seeleute, wozu eigentlich jeder Englishman geboren ist!"

"Hoho!" trat hier Swenson hinzu.

"Ihr seid ja kein Deutscher, sondern ein Däne!" lächelte For geschmeidig. "Euch trifft das also nicht, Käpt'n; die Dänen sind geborene Seeratten!"

"Hm, auch die Deutschen leisten etwas!"

Der Lieutenant zuckte die Achseln.

"Die Vorzüge anderer Nationen nicht sehen wollen, heißt politisch blind sein!"

For zog die Lippen zusammen, wie er nur im Ärger that; der Kapitän aber fuhr fort:

"Der Schiffsjunge soll's entscheiden!"

"Der Schiffsjunge?" lachte James For. "Goddam, ich bin dabei!"

"Er soll den Beweis liefern," fuhr Swenson fort, "was die Deutschen aus Büchern hervorholen, denn aus der Praxis kann er in 14 Tagen nicht viel gelernt haben! — Warren!"

Das letzte rief er laut.

Leo kam heran:

"Sie befehlen, Käpt'n?"

"Du studierst eben Segelberechnungen, sah ich vorhin! Rechne uns einmal folgendes aus: Unser Schiff, ein Segler ohne Dampf, hat den Kurs von Süd zu Nord, der Wind kommt von Ost und fördert uns per Sekunde einen Faden, wenn er senkrecht ins Segel fällt. Wir stellen dies aber zum Kurs in einen Winkel von 45 Grad. Wie viel kommen wir nun durch den Ostwind nach Norden weiter? — Besinne dich und sage mir die Antwort!"

Er wandte sich an den Engländer:

"Dieser Junge hat ein deutsches Gymnasium besucht, wie ich selbst, Mr. For; er hat freilich nicht gut gethan, aber doch

etwas gelernt und besitzt ein mutiges Herz! Das sollen Sie wissen!"

Leos Wangen glühten. Die Aufgabe war ihm aus der Trigonometrie her bekannt; er löste sie leicht nach der Lehre vom Parallelogramm der Kräfte, zeichnete sie mit Kreide zur Stelle auf das Deck und sagte:

"Sei ein Faden = p , dann ist das Schiff per Sekunde nach Norden vorgerückt um $p (\sin 45^\circ)^2 = \frac{1}{2} p = \frac{1}{2}$ Faden!"

"Es ist richtig!" sagte der Kapitän einfach. "Guten Morgen!"

James Fox sah Leo giftig an, biß sich auf die Lippen und ging schweigend davon, Jürgen aber klopfte Leo auf die Schulter und sagte:

"Gut gemacht, junger Herr! Aber der Lieutenant ist Euer erbitterter Feind! Doch ich werde die Augen offen halten. — Und noch eins: wir nahen uns nun dem Gleicher. Nehmt um Gotteswillen alles, was sich hier zuträgt, als Spaß auf!"

"Gewiß, ich habe schon davon gelesen!"

"Wie? Steht das auch in den Büchern?" fragte der Alte. Leo lachte herzlich.

Ein heillofes Gewirre und Getöse schreckte Leo eines Morgens aus der Kabine auf. Auf Deck sah es festlich aus. Ein Matrose hatte sich als Neptun herausgeputzt, ein anderer stellte dessen Gemahlin vor. Alle, die den Gleicher zum ersten Male passierten, wurden vor die Seegottheiten geladen; so auch Leo. Hinter dem 1. Lieutenant James Fox standen bereits zwei Matrosen, Landsleute von Fox, die zwei Bütteln Wasser parat hielten, wie Leo mit einem schnellen Blick erfaßte. Das galt ihm! Aber er machte seinen Plan schon! Während „Neptun“ sein althergebrachtes Sprüchelchen darbrachte, begann sich Leo und entgegnete dann:

„Ich darf es mir zur Ehre rechnen,
Jetzt mit dem Meeresgott zu sprechen,
Und seiner Gattin Amphitrite;

Man preiset euer beider Güte,
Ich bitt', daß ich mich ab darf finden,
Wollt von der Taufe mich entbinden!"

Neptun nickte gravitatisch, und Leo schlüpfte wie ein Mal hinter Lieutenant Fox, der dadurch vorgeschoben wurde und so zum allgemeinen Gaudium die beiden Bütteln Wasser über den Kopf erhielt, die seine Faktota nur allzubereit auf Leo gießen wollten. Dieser warf sogleich seinen letzten Thaler in den Schoß Amphitritens.

"Gut gemacht, junger Herr!" lachte Jürgen Schmidt. "Aber der Lieutenant Fox haßt Euch jetzt doppelt. Gebt acht!"

Leo nickte.

Heute war an Bord der Nautilus alles erlaubt, herrschte Glück und Freude überall. Man sang, man zechte, man tanzte bis in die Nacht.

Am andern Morgen früh überhörte Leo, vom tiefsten Schläfe umfassen, das Stundenglas und stand nicht rechtzeitig auf.

Da erschien Lieutenant Fox mit seinen beiden Matrosen, deren ein jeder mit der neunschwänzigen Rake bewaffnet war. Die letzten beiden paulten Leo windelweich, so daß er kaum seine Knochen rühren konnte. Leo knirschte über diese "Ungerechtigkeit" mit den Zähnen und ging zum Kapitän. Der aber zuckte die Achseln und sagte:

"Aufstehen, my boy, aufstehen; Disciplin muß sein! Diesmal ist der Lieutenant im Rechte!"

Leo biß die Zähne zusammen und ging. Als ihn auf Deck aber der Lieutenant fragte, wie ihm die Lektion bekommen, entgegnete er:

"Einst werde ich wie Sie 'Lieutenant' sein; alsdann werde ich für diese Schläge Rechenschaft fordern!"

"Wie? Was?"

"Ich wiederhole es! Rechenschaft werde ich fordern!"

„Schurke!“

„Das sind Sie!“

Schon wollte Fox die Hand ausstrecken, da sprang Jürgen Schmidt dazwischen und schrie:

„Rührt ihn nicht an, Herr, oder es giebt ein Unglück!“

Er griff einen Bootshaken auf und stellte sich schützend vor Leo.

Lieutenant Fox aber zog den Revolver und schrie:

„Rebellion, Rebellion! Die Eisen her!“

Seine Getreuen waren schnell zur Hand, und ehe sich die beiden besonnen hatten, waren sie in Eisen gelegt und wehrlos gemacht.

Jetzt erschien der Kapitän.

„Was geht hier vor?“

Fox erklärte alles.

„Ist es so, Warren?“ fragte Swenson.

„Ja!“

„Allerdings!“ bestätigte Schmidt.

„Gebt ihnen jedem zwanzig! Und wehe euch beiden, wenn es sich wiederholt!“

Hier fiel der alte Schmidt vor dem Kapitän nieder und sagte:

„Herr, laßt mir 35 geben, dem zarten Jungen aber nur 5, dann gleicht sich alles aus!“

Aber Swenson entgegnete:

„Nichts da, gleiche Gerechtigkeit für alle!“

„Ich würde es auch nicht annehmen!“ grollte Leo.

Schmidt aber schrie:

„Kapitän, das ist ungerecht!“

„Laßt mich erst aussprechen!“ erwiderte dieser und fuhr dann fort:

„Und Sie, Lieutenant Fox, verlassen in Rio mein Schiff sofort und für immer!“

„Kapitän!“ schrie Fox erblaffend.

„Es bleibt dabei!“ entgegnete dieser trocken, ging davon und überließ die Regelung der Sache dem Obersteuermann.

Als abends Jürgen Schmidt nahe bei Leo auf dem Deck lag, flüsterte er ihm zu:

„Schmerzt es noch? — In Rio desertieren wir, my boy; wollt Ihr?“

Leo drückte ihm die Hand.

„Frei, frei!“ jubelten die beiden in einer Schänke zu Janairo und machten neue Pläne für das Leben.

„Wir lassen uns für Nord-Amerika heuern, junger Herr! Ihr als Leichtmatrose! Seid Ihr's zufrieden?“

„Ich bin's!“

„Dann vorwärts!“

Es kam aber anders, als die beiden berechnet, denn sie gerieten auf einen Amerikaner, der sechs Jahre in den chinesischen Gewässern fuhr. Sie mußten hier beide eine schlimme Zeit durchmachen; für Leo war es die Schule des Lebens. Kapitän Seillers war ein roher, gewaltthätiger Mann; gegen seinen 1. Lieutenant, Mr. Bankroft, war James Fox noch ein Engel gewesen! An eine Desertion war nicht zu denken, denn hier hieß es: aufgepaßt! Ach, wie oft aß hier Leo sein Brot in Thränen! — Ja, es mag wohl richtig sein, was Goethe singt:

„Wer nie sein Brot in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!“

Und Leo lernte sie kennen! — Ein Glück war's, daß in diesen sechs Sklavenjahren Jürgen Schmidt sein treuer Begleiter war. Er war es, der ihn beten lehrte; er war es, der ihn veranlaßte, seinem Vater reuig zu schreiben.

„Mr. Scillers," sagte er, „ich möchte diesen Brief nach Hause senden!"

„Schön!"

„Darf ich an Land?"

„Wozu?"

„Nun, des Briefes wegen!"

„Kann ich ihn nicht mit meinen Brieffschaften besorgen?"

„Ich thue es lieber selbst!"

„Sie kennen Ihren Kontrakt: mein Schiff „Giant" nicht vor Beendigung der Reise verlassen zu wollen! Ich fasse das buchstäblich auf!"

Leo seufzte und gab ihm den Brief.

„Ich werde ihn besorgen, verlassen Sie sich darauf!" sagte Herr Scillers und schrieb dann an seinem Logbuche weiter.

Kaum war Leo hinaus, so nahm Scillers den Brief zur Hand:

„Er kann durch seine Eltern an den deutschen Konsul schreiben, und mein Spiel wäre aus, denn diese Germans haben jetzt verdammt viele Rechte! Nein, lieber besorge ich ihn auf meine Art!"

Er öffnete das Ochsenauge der Kajüte über sich, warf den Brief hinaus in den Bogenschäum und lachte:

„Weltpost, Weltpost!"

Damit war der Fall erledigt! — — —

Nach sechs Jahren erst traf der „Giant" wieder in Rio ein.

Jetzt erhielten Jürgen Schmidt und Leo Warren ihre nicht sehr reichliche Heuer und — verließen das gräßliche Schiff sogleich.

„Was nun?" fragte Leo.

„Noch einmal nach Hause schreiben!" meinte Jürgen.

„Die Euren wissen ja nichts von Euren jetzigen Umständen, junger Herr!"

„Hm!"

Er sandte den Brief ab. Als aber die Geldmittel der beiden zu Ende, meinte der Wirt:

„Warum gehen die Sennors nicht nach Ouro Preto im Diamantbezirk Minas Geraes, wo viel Geld zu verdienen ist?“

„Ist die Arbeit dort so lohnend?“

„Sehr lohnend!“

Die beiden brachen auf, kamen zu Ouro Preto an, wurden zu einem Agenten gebracht und unterschrieben einen spanischen Kontrakt, obwohl alle beide dieser Sprache nicht völlig mächtig waren.

Dieser Kontrakt verpflichtete sie, wie ihnen später klar ward, zwei volle Jahre in den Minen zu arbeiten, ohne daß sie in dieser Zeit den Ort und das Lager verlassen durften.

Ein Beamter der Krone führte sie, nachdem sie sich sachgemäß ausgerüstet, in die Mine.

Als die beiden zur Besinnung kamen, war ihr Aufseher — James Fox, der einstige 1. Lieutenant vom Nautilus.

„Ho, my boys,“ sagte er höhnisch bei dem Anblick unserer Freunde, „wie komisch, daß wir uns hier wiedersehen. Das soll eine Freude werden; ich will es euch heute heimzahlen, daß ihr mich hierher gebracht habt!“

„Bah,“ entgegnete Jürgen Schmidt, „der hier ist kein Kind mehr; er würde Euch bei der ersten Gewaltthat wie einen tollen Hund niederknallen! Und was mich betrifft, Mann, ich würde Euch mein Messer zwischen Eure schustigen Rippen stoßen, daß Ihr wohl ein wenig Magenweh bekommen solltet!“

Fox lachte höhnisch:

„Dann sehen wir ja alle drei klar, was jeder zu erwarten hat!“

„Wir wenigstens!“ gab Leo verächtlich zurück.

Sie bezogen die Hütten, die man ihnen anwies und fingen am andern Morgen die Arbeit an.

Die Diamantensuche und Diamantenwäscherei ist harte, mühsame Arbeit! Diejenige unserer Freunde war von Erfolg

begleitet, denn sie hatten das Glück, für gemeinsame Rechnung eine Menge herrlicher Steine zu Tage zu fördern. Sie lieferten alles gewissenhaft ab, und so konnten sie Mr. Fox mit seinen Drohungen verlachen. Dieser saß indessen nicht müßig. — Wie überall, so fanden sich auch hier Kreaturen, die mit dem schlechten Yankee durchsteckten, und so klagte Mr. Fox eines Tages Leo Warren an, Diamanten unterschlagen zu haben. Es erschien der Direktor der Mine mit der Wache, verhörte und untersuchte Leo und ließ dann einen Irländer Namens O'Brien kommen, welcher, von Fox gedungen, gesehen haben wollte, daß Leo im Boden der Hütte einen Diamanten vergraben habe. Man grub nach und — richtig: ein Diamant ward gefunden, Leo verurteilt und ins Gefängnis abgeführt.

Jürgen Schmidt war untröstlich, denn er wußte, wie unschuldig der arme Leo war; er vermutete ganz richtig, daß diese Intrigue von Fox angezettelt sei, um sich an Leo zu rächen. Das mußte Jürgen herauszubringen suchen.

Er arbeitete ruhig weiter, suchte aber stets zu erforschen, mit wem Fox verkehrte. Am öftesten ging der Ire O'Brien in dessen Hütte. Jürgen Schmidt umkreiste sie oft heimlich.

Eines Abends spät lag er wieder auf der Lauer, als er O'Brien zu Fox schleichen sah. Jener bettelte um Geld bei dem Aufseher.

„Ich kann Euch nichts mehr geben, O'Brien,“ entschied dieser, „ich gab schon genug, ja zuviel!“

„Dann werde ich mich an den Deutschen wenden!“ erwiderte der Irländer giftig. „Er giebt gewiß für mein Geheimnis, was ich fordere!“

„Versucht's doch!“ lachte Fox. „Was schert's mich?“

Von diesem Tage an ließ Schmidt den Iren nicht mehr aus den Augen, und bald hatte er den Beweis von Leos Unschuld: O'Brien selbst hatte auf Befehl des Mr. Fox den Diamanten in Leos Hütte verbergen müssen. Schmidt schwieg beharrlich, arbeitete wacker und wartete, bis eines Tages der

Oberaufseher erschien. Als derselbe mit Schmidt einen Augenblick allein war, offenbarte dieser ihm alles. Der Oberaufseher, Sennor Quanez, ließ O'Brien sofort verhaften, nahm eine Untersuchung in Fox' Hütte vor und — entdeckte allerlei saubere Geschichten.

Leo ward sofort aus dem Gefängnisse entlassen, statt seiner spazierte nun Mr. Fox hinein. Leo erhielt sogar eine Entschädigung für die unschuldig erlittene Haft. — Alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ach, wie freute sich der treue Schmidt, als der „junge Herr“ frei und wieder bei ihm war!

Die Kerkerluft hatte in Leo endlich den letzten Rest von Trost gebrochen. Mit Wehmut gedachte er seiner Eltern, war aber hauptsächlich so untröstlich, weil er keine verzeihende Antwort erhielt. Er machte sich allerlei sonderbare Gedanken, darauf verfiel er nicht, daß der schurkische Scillers seinen ersten Brief unterschlagen, daß aber der schändliche Fox die Antwort seiner Eltern, die längst eingetroffen, vernichtet hatte.

Raum waren die Kontraktjahre zu Ende, so verließen unsere Freunde mit etwas erspartem Gelde diese weiße Sklaverei und fuhren mit dem nächsten Schiffe nach New-York.

Leo erhielt bald als Clerk Anstellung in einem großen Bankgeschäft, Jürgen wurde etwas später in demselben Hause auf Leos Verwendung Portier.

Parlings & Brewer, wie die Chefs hießen, gewannen den jungen Deutschen, der brillant schrieb, stilisierte und rechnete. lieb, und Leo stieg von Stufe zu Stufe.

Ofter, wenn er abends spät noch in Jürgens Loge saß, flüsterte er:

„Wie es wohl Papa, wie es Mama geht? Ob Stephan noch bei ihnen ist?“

„Schreibt doch noch ein Mal, junger Herr, natürlich unter allen Postsicherungsmaßregeln!“

„Das will ich!“

Leo hielt Wort, und dieses Mal dauerte es nicht lange, so kam die Antwort.

Leo jubelte auf. Der Brief lautete:

„Residenzstadt, den 7. Juni 18 . . .

Geliebter Sohn!

Schon lange mit Besorgnissen kämpfend, warum Du nach Papas verzeihendem Briefe nicht zu uns geeilt bist, erhalten wir soeben Dein Schreiben, welches uns alles klar macht! O Thorheit, zu fragen, ob ein Mutterherz, ein Vaterherz verzeihen können, wo wahre Reue herrscht! Ach, geliebter Leo, wie viele Thränen hast Du uns geraubt; siehe des Vaters weißes Haupt! Der Gram um seinen Einzigen hat ihn alt gemacht! Seit Jahresfrist kränkt Papa! Was wäre aus dem Geschäfte geworden, wenn der brave Stephan nicht dagewesen wäre! Ach, eile und komme zurück in die Arme Deines Vaters, Deines Veters und Deiner

liebenden, trenen

Mutter.“

Nun hieß es, Abschied nehmen und packen! Aber Leo sollte eine schwerere Schule durchlaufen, ehe er heimkehren konnte.

Plötzlich und über Nacht waren Parkings & Brewer bankrott, und Leo, wie Jürgen, die alle ihr Geld und ihre Ersparnisse bei der Firma untergebracht hatten, verloren auch den letzten Cent.

Was half's, daß Leo wie ein Unsiniger wütete, er mußte sich doch in das Unvermeidliche fügen und Geduld lernen.

Noch einmal war ihm aber Fortuna hold: er wurde durch Zufall Karrikaturenzeichner eines Witzblattes, des New-York-Punch. Als er dort einmal festsaß, brachte er seinen getreuen Schmidt als Comptoirdiener unter, und nun ging es an ein neues Ersparen, denn als Lump wollte Leo dem strengen Vater nicht unter die Augen treten.

Darüber vergingen abermals zwei Jahre, als eines Tages

ein Herr in die Redaktion trat und sich als Konsul Bohsen vorstellte. Er suchte — Leo.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich habe für Sie wichtige Papiere; Sie müssen schleunigst nach Ihrer Heimat abreisen, da Ihr Papa schwer krank ist! Bitte, kommen Sie sogleich mit mir in mein Bureau!“

Ich will kurz sein: drei Tage später schifften sich die beiden Freunde auf einem Blonddampfer nach Bremen ein.

Es war um die Zeit der Rosen.

Im Vorgarten der Villa Warren ruhte auf einem Rollwagen Herr Max Warren, ein Greis. Stephan, ein blühender Mann von 26 Jahren, lehnte sich an den Wagen, den Oheim unterhaltend. Frau Isabella, deren Haupthaar ebenfalls schneeweiß geworden, saß mit einer Handarbeit an einem Tischchen. Es war heiß, Herrn Warren aber fröstelte.

„Sind Schiffe angekommen, Stephan?“ fragte er.

„Heute nicht, Onkel!“

Der alte Herr seufzte.

Da klingelte die Gitterthür, und der Depeschbote erschien.

„Eine Depesche, sehr eilig, aus Bremen!“ Stephan quittierte über dieselbe.

„Bitte, lies du, Isabella!“ sagte der Kranke zitternd.

Die Dame nahm das Blatt, aber die Buchstaben vollführten vor ihren Augen einen tollen Tanz:

„Stephan, lies du!“ sagte sie.

Stephan entfaltete das Blatt ganz und sagte:

„Ein fremder Name, Onkel!“

Der alte Herr seufzte wieder, Frau Isabella unterdrückte ihr Weh, um dasjenige des Vatten nicht zu vermehren.

Lies, bitte!“ meinte nun Herr Max.

Und Stephan begann:

„Geehrter Herr und Freund! Als ich vor langen Jahren die Ehre hatte, Ihren Sohn Leo Warren, als Schiffsjungen auf den „Nautilus“ zu nehmen, versprach ich Ihnen, Nachricht zu geben, sobald sich etwas Wichtiges zutragen würde. Ich konnte Ihnen damals nur mitteilen, daß Leo mit dem Matrosen Schmidt desertiert wäre. Heute traf ich beide im hiesigen Hafen an, wie sie im besten Wohlsein einem soeben aus Amerika ankommenden Lloyd-Dampfer entstiegen. Ich hielt es für Pflicht, Ihnen dies vorbereitend mitzuteilen. Ihr alter Freund
Gert Swenson.“

„Ach, Gott sei Lob und Dank!“ rief Frau Isabella, der alte Herr aber betete nur leise.

Da hielt ein Wagen vor der Gitterpforte. Zwei Herren stiegen aus. Der eine jung, blond, blauäugig, aber sonnenverbrannt, der andere alt, etwas gebückt und wetterhart. Es waren Leo und Jürgen Schmidt.

Die Mutter erkannte ihren Sohn zuerst:

„Leo, Leo!“ schrie sie und umarmte ihren Einzigen.

Herr Max war ohnmächtig geworden. Als er erwachte, ruhte er in des Sohnes Armen, auf dessen Hände seine Thränen fielen.

„Habe ich dich endlich wieder, mein Einziger?“ fragte er leise.

„Ja, Vater,“ entgegnete Leo, „geläutert und gebessert! Ich verlasse euch nie mehr!“

Er umarmte Stephan und sagte:

„Und wir, Vetter, sind fortan Brüder! Und nun, ihr Lieben, seht auch den, der mich zu einem brauchbaren Manne gemacht hat! Dort steht er: es ist Jürgen Schmidt, ehemals Matrose auf dem „Nautilus“! Mir zu lieb hat er sechs Jahre auf dem „Giant“, einem Höllenschiffe, ausgehalten, um meiner willen in den Minen zu Ouro Preto in Brasilien gearbeitet; er ist bei mir in New-York geblieben und hat mir bisher zur

Seite gestanden wie ein Bruder! Ihr müßt nun auch ihn versorgen!"

Herr Max und Frau Isabella reichten dem biedereren Schmidt die Hand, und sofort ernannte ihn der alte Herr zum Oberaufseher im Fabrikbetriebe.

Freude und Sonnenschein waren nun auf einmal in die Villa Warren eingezogen, und Herr und Frau Warren, die frischer als alle die Zeit vorher erblühten, wunderten sich bei manchem Anlaß, welch einen verständigen, wohlerzogenen Sohn sie in Leo besaßen. Dieser stand jetzt dem Geschäfte mit Stephan zusammen vor. Er war und blieb ein reeller, offener, rücksichtsvoller und umsichtiger Geschäftsmann, ein zärtlicher Sohn und neidloser Better.

„Ach, wie danke ich Gott für einen solchen Sohn!“ sagte Frau Isabella oft.

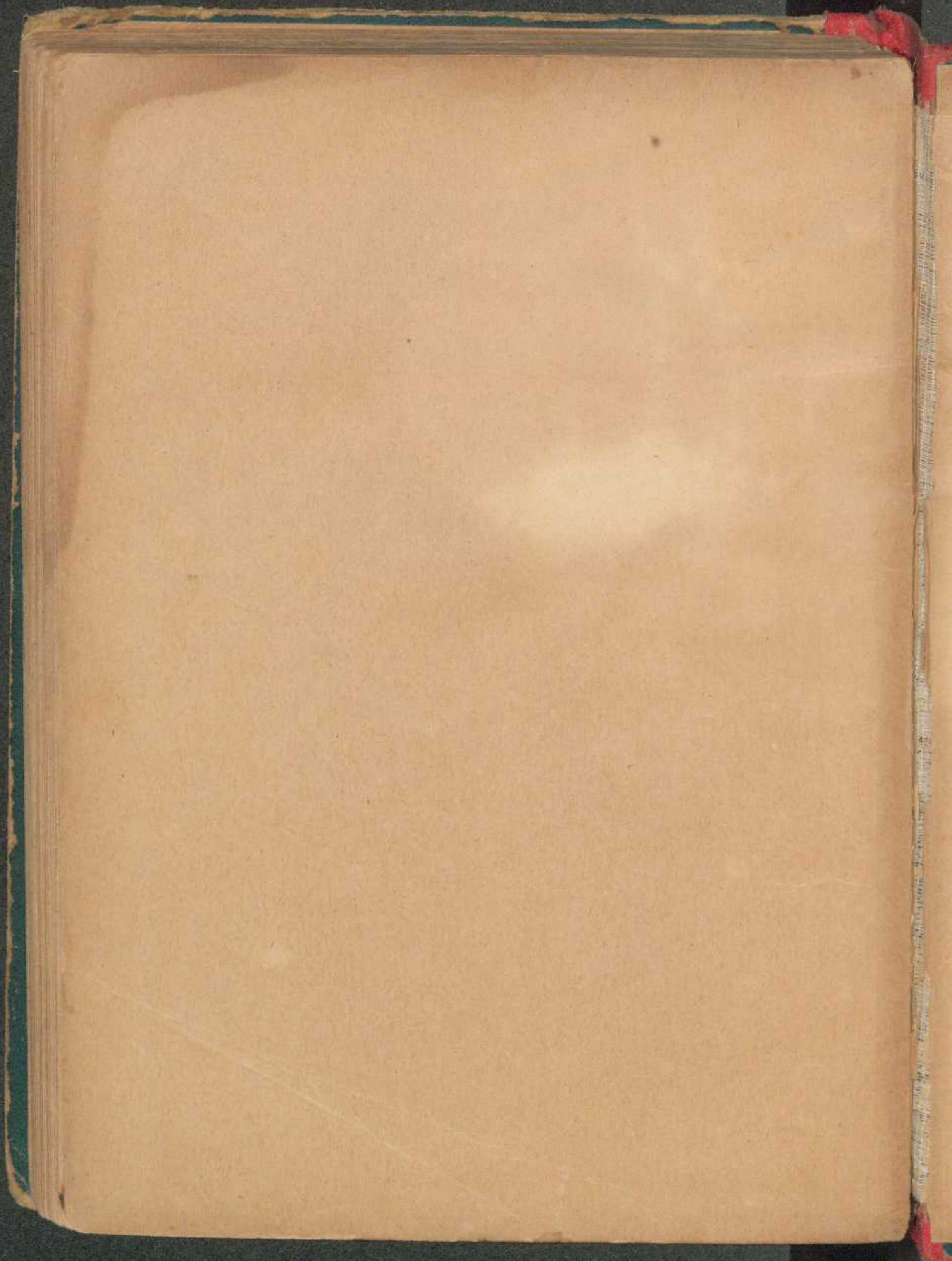
Der Vater aber lächelte und setzte dann leise hinzu:

„Der Herr hat alles wohl gemacht!“ Niemand aber ist geschäftiger und seelenvergnügter als der biedere — Jürgen Schmidt. Für ihn bleibt Leo stets „der junge Herr“, wie früher.

Inhalts-Übersicht.

	Seite.
I. Lohn edler Thaten. Eine Weihnachtserzählung von G. M. Heinichen-Klöber.	3
II. Susanne, die kleine Samariterin. Eine Weihnachts- erzählung von G. M. Heinichen-Klöber. (Mit Bild.) .	21
III. Wigonda. Erzählung aus dem Indianerleben von Karl Cassau. (Mit Bild)	40
IV. Apuf-wa. Eine Geschichte vom Seenplateau Nord- amerikas von Karl Cassau. (Mit Bild.)	73
V. Leo Warren. Erzählung von Karl Cassau. (Mit Bild.)	94





ZSAB Q9

UB BIELEFELD
990/4478718+01



6.17

K

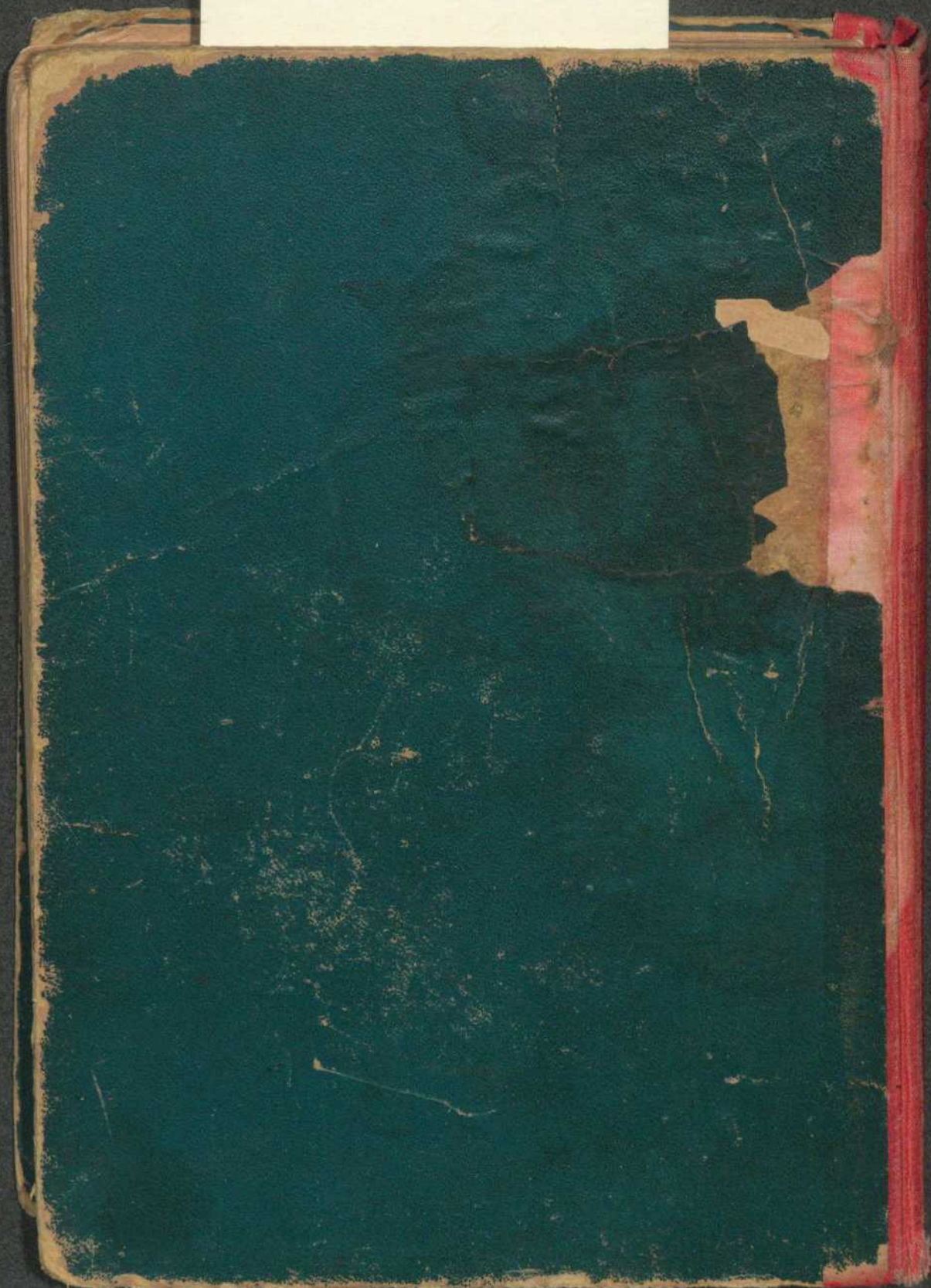
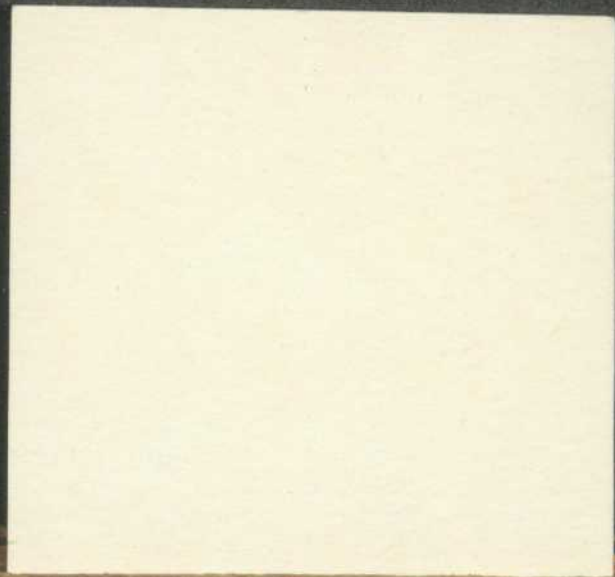
KLZ

68

12. -

99

ZSAB
Q9



*Carl Anstalt
Hess.*

Zu Wasser und zu Lande.

Erzählungen für Mädchen und Knaben

von

G. W. Heinichen-Klöber

und

Karl Cassan.

Mit vier feinen Farbendruckbildern nach Aquarellen

von

H. Schäfer.

Nr. 1161.



(K. u. M. X. - XV.)

Wesel.

Verlag von W. Däms.

